

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

Geschichte und Erinnerung

Mirjam Wenzel

JÜDISCHE GEGENWART
IM DEUTSCHEN GEDENKEN
AN DIE SCHOA

Susan Neiman

VON DEN DEUTSCHEN
LERNEN?

Jonas Kreienbaum

ZUR DEBATTE UM MÖGLICHE
WEGE VON WINDHUK
NACH AUSCHWITZ

Johanna Blokker

DENKMALSTURZ UND
DENKMALPFLEGE

Iman Attia et al.

VERWOBENE GESCHICHTEN –
GETEILTE ERINNERUNGEN

Cord Arendes

DIE „LANDSHUT“
ALS DEUTSCHER
ERINNERUNGORT

Astrid Erll

PANDEMIE UND
KOLLEKTIVES GEDÄCHTNIS

Martin Bauch et al.

VERGESSENES
EXTREMWETTER

APuZ

ZEITSCHRIFT DER BUNDESZENTRALE
FÜR POLITISCHE BILDUNG

Beilage zur Wochenzeitung Das **Parlament**

Geschichte und Erinnerung

APuZ 40–41/2021

MIRJAM WENZEL

**JÜDISCHE GEGENWART
IM DEUTSCHEN GEDENKEN AN DIE SHOAH**
Jüdische Überlebende, die nach 1945 zunächst kein Gehör fanden, stehen seit den 1980er Jahren im Mittelpunkt der Gedenkkultur. Deren opferzentrierte Form wird zunehmend kritisiert, auch und gerade von pluralen jüdischen Stimmen der Gegenwart.
Seite 04–08

SUSAN NEIMAN

VON DEN DEUTSCHEN LERNEN?
Vergangenheitsaufarbeitung ist schwer. Kein Mensch will seine Vorfahren als Täter sehen. Können andere Länder von den Deutschen etwas lernen? Lassen sich auch andere Verbrechen neben denen der Nationalsozialisten in ein Gedenken einbeziehen?
Seite 09–13

JONAS KREIENBAUM

**ZUR DEBATTE UM MÖGLICHE WEGE
VON WINDHUK NACH AUSCHWITZ**
In dem Beitrag wird nach möglichen kolonialen Ursprüngen nationalsozialistischer Herrschaft und Gewalt gefragt. Im Fokus stehen Vorstellungen von Rasse und Lebensraum sowie das Konzentrationslager als Beispiel einer geteilten Herrschaftstechnik.
Seite 14–19

JOHANNA BLOKKER

DENKMALSTURZ UND DENKMALSCHUTZ
Vielerorts wird antirassistischer Protest von Forderungen begleitet, koloniale Denkmäler zu beseitigen. Wie positioniert sich die Denkmalpflege zum Sturz ihrer Schutzobjekte, und wie kann ihre fachliche Perspektive die öffentliche Debatte voranbringen?
Seite 20–26

IMAN ATTIA ET AL.

**VERWOBENE GESCHICHTEN –
GETEILTE ERINNERUNGEN**
Das Praxisforschungsprojekt erzählt Aspekte deutscher Geschichte in ihren globalhistorischen Dimensionen. Minderheiten kommen darin als aktive Mitglieder der Gesellschaft vor, auch wenn sie zu Fremden oder Unmenschlichen gemacht, diskriminiert oder verfolgt wurden.
Seite 27–33

CORD ARENDES

**DIE „LANDSHUT“ ALS DEUTSCHER
ERINNERUNGORT**
Die „Landshut“ hat 1977 im Rahmen ihrer Entführung traurige Berühmtheit erlangt und zählt heute zum Kreis ikonischer Hinterlassenschaften der deutschen Geschichte. Welche Chancen und Risiken liegen in der Ausgestaltung eines Lern- und Erinnerungsortes „Landshut“?
Seite 34–41

ASTRID ERLI

PANDEMIE UND KOLLEKTIVES GEDÄCHTNIS
Nichts scheint ferner zu liegen, als während einer Pandemie über Gedächtnis nachzudenken. Aber Praktiken des Erinnerns und Vergessens, des Gedenkens und Archivierens haben vor und während der Pandemie eine große Rolle gespielt und werden es auch danach tun.
Seite 42–49

MARTIN BAUCH ET AL.

VERGESSENES EXTREMWETTER
Mit Blick auf die Juliflut im Westen Deutschlands 2021 lässt sich das Fehlen einer langen umwelthistorischen Perspektive im öffentlichen Bewusstsein konstatieren. Was kann eine Erinnerungskultur der Umweltrisiken zum Aufbau von Resilienz beitragen?
Seite 50–54

EDITORIAL

Haben „die Deutschen“ ihre Sache gut gemacht, was die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit angeht? Kann man etwas von ihnen lernen? Oder hat sich die Gedenkkultur des „Erinnerungsweltmeisters“ verselbstständigt und dient stärker einer Selbstentlastung als der Erinnerung an die Opfer und dem Anspruch „Nie wieder“? Instrumentalisieren deutsche Eliten gar den Holocaust, um andere historische Verbrechen auszublenden, wie es der australische Genozidforscher A. Dirk Moses formuliert hat?

In den Feuilletons läuft zurzeit eine von manchen schon als „zweiter Historikerstreit“ bezeichnete Debatte darüber, welchen Platz die Erinnerung an die deutschen Kolonialverbrechen in der Erinnerungskultur einnehmen soll. Diese rührt einerseits aus einer älteren Forschungsdebatte über Verbindungslinien vom Völkermord in „Deutsch-Südwestafrika“ zum Holocaust, zum anderen aus dem Sichtbarmachen kolonialer immaterieller wie materieller Spuren, vornehmlich durch Aktivistinnen. Wie mit diesen Erblasten, etwa mit Denkmälern, Raubgut oder Rassismus, gesellschaftlich und politisch umzugehen ist, wird die Öffentlichkeit noch lange beschäftigen.

Dem Engagement ehemaliger Geiseln ist es zu verdanken, dass eine andere materielle Hinterlassenschaft der deutschen Geschichte zurück in Deutschland ist: Um das Wrack des 1977 im „Deutschen Herbst“ entführten Flugzeugs „Landshut“ herum soll in Verantwortung der Bundeszentrale für politische Bildung ein Lern- und Erinnerungsort geschaffen werden. Ist die Täter-Opfer-Konstellation und der Gang der Ereignisse unstrittig, wird das Bild vielschichtiger, bezieht man die zeitgeschichtlichen Hintergründe, auch in einer globalen Perspektive, ein. Fragen der kollektiven Verarbeitung stellen sich indes nicht nur bei historischen Verbrechen, sondern auch mit Blick auf (Natur-)Katastrophen, etwa bei Pandemien, Hungersnöten oder Extremwetterereignissen, bei denen die Grenzen zwischen (Mit-)Verursacherinnen und Opfern verschwimmen.

Anne Seibring

JÜDISCHE GEGENWART UND IHRE FUNKTIONALISIERUNG IM DEUTSCHEN GEDENKEN AN DIE SCHOA

Mirjam Wenzel

Die unmittelbare Nachkriegszeit, zumal die Frage, wie Jüdinnen und Juden ihr Leben nach dem Überleben in Europa gestalteten, war lange Zeit weder Gegenstand historischer Forschung noch von besonderem öffentlichen Interesse. So konnten sich zwei Narrative bilden, die die historische Wirklichkeit jener Jahre verzerrten, ja mythisierten: Eines dieser Narrative spiegelt sich in dem Begriff „Stunde Null“ wider, der suggeriert, dass auf den Sieg der Alliierten über die deutsche Wehrmacht ein Bewusstseinswandel in der deutschen Bevölkerung gefolgt sei, der einem gesellschaftlichen Neubeginn gleiche. Das andere umfasst die weitverbreitete Vorstellung, die Überlebenden hätten unmittelbar nach ihrer Befreiung aus den Lagern und Verstecken über das Erlebte geschwiegen.

DER MYTHOS „STUNDE NULL“ UND DAS NARRATIV DES SCHWEIGENS

Bereits die erste qualitative sozialpsychologische Studie, das sogenannte Gruppenexperiment, das das Institut für Sozialforschung unmittelbar nach seiner Neugründung in Frankfurt am Main zu Beginn der 1950er Jahre vornahm, kam zu dem Ergebnis, dass autoritäre und antidemokratische Einstellungen in der deutschen Bevölkerung im Zuge von Re-Education, Entnazifizierungs- und Zensurmaßnahmen der US-amerikanischen Streitkräfte zwar aus dem öffentlichen Leben verbannt, in privaten Gesprächen hingegen weiterhin gepflegt und artikuliert wurden.⁰¹ In ihrer psychoanalytischen Abhandlung „Die Unfähigkeit zu trauern“ ergänzten Margarete und Alexander Mitscherlich diese sozialpsychologische Diagnose um den tiefenpsychologischen Befund, dass weite Teile der an den nationalsozialistischen Verbrechen beteiligten Deutschen, die sie im Rahmen ihrer therapeutischen Arbeit kennengelernt hatten, eine Teilnahms-

losigkeit gegenüber der eigenen Vergangenheit aufwiesen und den Opfern der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik empathielos gegenüber stünden.⁰² In den vergangenen Jahren wurden diese Beobachtungen zum Fortwirken nationalsozialistischer Einstellungen nach Ende des Zweiten Weltkrieges durch geschichtswissenschaftliche Studien zur Personalpolitik in öffentlichen Ämtern, in Kunst, Kultur und Wissenschaft der unmittelbaren Nachkriegszeit gestärkt.⁰³ Die Untersuchungen zeigen eindrücklich, dass die postnationalsozialistische Gesellschaft insbesondere der Bundesrepublik Deutschland von vielfältigen Kontinuitäten zum „Dritten Reich“ geprägt war.

Während die geschichtswissenschaftlichen Studien zur Nach- und Wirkungsgeschichte des Nationalsozialismus eine große öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zogen, wurden die Untersuchungen zum Leben der jüdischen Überlebenden unmittelbar nach der Schoa in der deutschen Öffentlichkeit weitaus weniger rezipiert. Dementsprechend wird der Mythos der „Stunde Null“ bislang von einem zweiten, noch weiter verbreiteten Narrativ gestärkt, nämlich der Annahme, die jüdischen Überlebenden hätten in der Nachkriegszeit über das geschwiegen, was ihnen in den Jahren zuvor angetan worden war. Die Forschungen der vergangenen Jahre verdeutlichen hingegen etwas anderes: Viele der Überlebenden dokumentierten ihre Erfahrungen unter der nationalsozialistischen Herrschaft unmittelbar nach deren Ende in Interviews, auf Fragebögen, in jiddischsprachigen Zeitschriften, mit Theaterstücken und in visuellen Darstellungen – aber sie vertrauten diese Zeitzeugnisse ausschließlich anderen Überlebenden oder auch, zumeist jüdischen, Mitgliedern der alliierten Streitkräfte an.

Der polnisch-jüdische Historiker Philip Friedman etwa, der die deutsche Besatzung im Versteck überlebte, sammelte als Gründungsmit-

glied der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission bereits 1944 Augenzeugenberichte von Überlebenden ein und publizierte 1945 das erste Buch über das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz.⁰⁴ Und der US-amerikanische Professor für Psychologie David Boder reiste 1946 durch Europa, um Audiointerviews mit jüdischen Überlebenden zu führen, die er dann drei Jahre später in Auszügen in dem Buch „Die Toten habe ich nicht interviewt“ publizierte.⁰⁵ Diese und andere Unternehmungen zeigen, dass die unmittelbare Nachkriegszeit in historiografischer Hinsicht wie auch mit Blick auf die Gedächtnisgeschichte der Schoa als eine ausgesprochen produktive Periode betrachtet werden muss, in der jüdische Überlebende an allen Orten Europas dokumentierten, was in den Jahren zuvor geschehen war. Insbesondere die jüdischen Displaced Persons, die in den von der US-amerikanischen Militärverwaltung errichteten Camps ihre Ausreise aus Europa zu organisieren suchten, verfassten Erzählungen, Gedichte und auch Dramen in jiddischer Sprache, gaben Zeitschriften und Bücher heraus und errichteten die ersten Denkmäler, die öffentlich an den Massenmord erinnerten.⁰⁶

BANN ÜBER JÜDISCHEM LEBEN IN DEUTSCHLAND

Die Aktivitäten der jüdischen Überlebenden in den Displaced Persons Camps konzentrierten sich nicht ausschließlich auf die Dokumentation und Darstellung der erlittenen Verbrechen. Sie dienten insbesondere auch der Vorbereitung auf ein zukünftiges Leben außerhalb Europas – zumeist im britischen Mandatsgebiet Palästina. Nach Grün-

dung des Staates Israel 1948 verließ ein Großteil der jüdischen Displaced Persons die Lager, die in den kommenden Jahren sukzessive aufgelöst wurden. Wer blieb, musste sich fortan vor anderen Jüdinnen und Juden dafür rechtfertigen, noch immer auf dem Boden des vormaligen Deutschen Reichs zu leben: „Nach der Katastrophe lastete auf Deutschland ein Cherem, ein Bann. Von niemandem verhängt, war er doch allgegenwärtig“, erinnert sich der Historiker Dan Diner.⁰⁷

Dieser Bann und das Wissen darum, dass viele der deutschen Nachbarinnen und Nachbarn an den nationalsozialistischen Verfolgungen und Bereicherungen beteiligt gewesen waren, führte dazu, dass die Überlebenden unter sich blieben und den Kontakt mit der deutschen Bevölkerung weitgehend mieden. Ihre Verbundenheit mit dem Staat Israel brachten die bis zu 30 000 Mitglieder der jüdischen Gemeinden in der Bundesrepublik Deutschland ab den 1950er Jahren mit umfangreichen Spenden an zionistische Organisationen wie den jüdischen Nationalfonds (KKL) und die Women's International Zionist Organization (WIZO) sowie in dem Wunsch zum Ausdruck, dass die eigenen Kinder in das gelobte Land auswandern sollten. Die „vormaligen osteuropäischen DPs, die wesentlich jüdisch-national gestimmt sowie aufgrund ihres verhältnismäßig jungen Alters und ihrer nach 1945 vornehmlich auf deutschem Boden geborenen Nachkommenschaft (...) die jüdischen Zukunft“ in der Bundesrepublik gestalteten,⁰⁸ pflegten gemeinhin orthodoxe Traditionen und hatten ein distanziertes Verhältnis zum jüdischen Kulturerbe aus der Zeit vor dem Nationalsozialismus. Insbesondere die liberale deutsch-jüdische Tradition des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts fand deshalb in Ländern wie Großbritannien und den USA ihre Fortsetzung, in die deutsche Jüdinnen und Juden vor Beginn des Zweiten Weltkriegs emigriert waren, nicht aber in den jüdischen Gemeinden der Bundesrepublik Deutschland selbst.

Eine ganz andere Entwicklung nahm jüdisches Leben in der DDR. Noch vor der Gründung des zweiten deutschen Staates wanderten deutsche Jüdinnen und Juden in die Sowjetische Besatzungszone ein, um sich am Aufbau eines

01 Vgl. Institut für Sozialforschung, Gruppenexperiment. Ein Studienbericht, bearbeitet von Friedrich Pollock, mit einem Geleitwort von Franz Böhm, Frankfurt/M. 1955.

02 Alexander und Margarete Mitscherlich, Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, München 1967.

03 Vgl. als Beispiele die Studie zum Auswärtigen Amt, Eckart Conze et al., Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik, München 2010, oder die Ausstellung am Deutschen Historischen Museum „documenta: Kunst und Politik“ (2021/22), Raphael Gross et al. (Hrsg.), documenta. Politik und Kunst, Berlin–München 2021.

04 Philip Friedman, *To jest Oświęcim!*, Warszawa 1945.

05 David Boder, *I Did Not Interview the Dead*, Urbana 1949.

06 Siehe Tamar Lewinsky, Vom Wiederaufbau jüdischer Kultur in der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands, in: Kata Bohus et al. (Hrsg.), *Unser Mut. Juden in Europa*, München 2021, S. 200–217.

07 Dan Diner, *Im Zeichen des Banns*, in: Michael Brenner (Hrsg.), *Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart*, München 2012, S. 15–66, hier S. 20.

08 Ebd., S. 41.

sozialistischen Gemeinwesens zu beteiligen. In dem dezidiert antifaschistischen Selbstverständnis des neuen Staats spielten die Erfahrungen der kommunistischen Opfer des Nationalsozialismus jedoch eine bedeutend größere Rolle als die jüdische Verfolgungserfahrung. Nach dem Gerichtsverfahren gegen Mitglieder der kommunistischen Partei in der Tschechoslowakei, dem sogenannten Slansky-Prozess 1952, sahen sich viele Jüdinnen und Juden von dem von Stalin beförderten, staatlichen Antisemitismus bedroht und verließen die DDR. Andere nahmen wichtige Positionen im neuen Staatsapparat ein und prägten dessen Kulturleben, meist ohne die jüdische Herkunft und Erfahrung in der Zeit des Nationalsozialismus als solche zum Thema zu machen. Die wenigsten Jüdinnen und Juden pflegten weiterhin gemeinschaftsbildende Traditionen, sodass die religiöse jüdische Gemeinschaft in der DDR bis in die 1980er Jahre hinein beständig kleiner wurde. „Während die zögernde Herausbildung und allmähliche Entfaltung jüdischer Gemeinden in der alten Bundesrepublik zum Topos jüdischen Selbstverständnisses werden konnte, scheint sich dieses Thema in der DDR nahezu verflüchtigt zu haben“, resümiert der Historiker Moshe Zimmermann.⁰⁹

VERÄNDERUNGEN IM JÜDISCHEN SELBSTVERSTÄNDNIS

In den 1980er Jahren begann sich die Situation von Jüdinnen und Juden in beiden deutschen Staaten grundlegend zu ändern. Dabei spielten nicht nur der generationelle Wandel in den Gemeinden, sondern auch erinnerungspolitische Ereignisse und Konflikte eine zentrale Rolle. Einer dieser Konflikte führte 1985 zur Besetzung der Bühne des Schauspiels Frankfurt am Main durch Mitglieder der jüdischen Gemeinde, die die Auf-führung von Rainer Werner Fassbinders Theaterstück „Die Stadt, der Müll und der Tod“ verhindern wollten.¹⁰ Zwei Jahre später kam es, erneut in Frankfurt, zu massiven Protesten am Börneplatz, als die Fundamente von 19 Häusern der frühneuzeitlichen Judengasse dem Bau eines Gebäudes der

Stadtwerke weichen sollten.¹¹ In beiden Protesten kam nicht nur ein neues jüdisches Selbstbewusstsein und -verständnis gegenüber der Öffentlichkeit in Deutschland zum Ausdruck, sondern auch der Wunsch, die sprichwörtlichen Koffer, auf denen die Generation der Überlebenden seit dem Kriegsende gelebt hatte, nunmehr auszupacken. Ein ebensolcher Wunsch beflügelte auch die Mitglieder der „Jüdischen Gruppe“, die sich in den 1980er Jahren regelmäßig in privatem Rahmen trafen, um über jüdische Selbstverständnisfragen, angemessene Formen der Erinnerung an die Schoa und das Verhältnis zu Israel zu sprechen. Ihre Gespräche und Diskussionen gingen in die Zeitschrift „Babylon: Beiträge zur jüdischen Gegenwart“ ein.¹² Die Veränderungen der 1980er Jahre manifestierten sich auch im Bau eines neuen Gemeindezentrums, das Salomon Korn 1986 mit den Worten eröffnete: „Wer ein Haus baut, will bleiben.“¹³

Frankfurt am Main war nicht nur die Stadt, in der bedeutende jüdische Organisationen wie die Zentrale Wohlfahrtsstelle oder die Jewish Claims Conference ihren Sitz hatten. Hier lebten, arbeiteten und wirkten auch maßgebliche Persönlichkeiten der bundesdeutschen jüdischen Zeitgeschichte, wie etwa Max Horkheimer, Friedrich Pollock, Theodor W. Adorno, Ignatz Bubis, Michel Friedman, Daniel Cohn-Bendit, Micha Brumlik und Dan Diner. In den sozialpsychologischen Untersuchungen, an denen sie beteiligt waren, den Konflikten, die sie austrugen, und den Neugründungen, die sie vornahmen, wurde dementsprechend nicht nur ihre eigenes, sondern auch das Verhältnis von Jüdinnen und Juden zur deutschen Öffentlichkeit im Allgemeinen und insbesondere die Frage verhandelt, inwieweit und unter welchen Bedingungen es für Remigranten und Nachkommen der Überlebenden möglich war, Vertrauen in die Demokratie- und Lernfähigkeit der nicht-jüdischen bundesdeutschen Gesellschaft zu fassen.¹⁴

09 Moshe Zimmermann, *Zwischen Politik und Kultur – Juden in der DDR*, Göttingen 2002, S. 8.

10 Siehe Wanja Hargens, *Der Müll, die Stadt und der Tod. Rainer Werner Fassbinder und ein Stück deutscher Zeitgeschichte*, Berlin 2010.

11 Siehe dazu Georg Heuberger (Hrsg.), *Stationen des Vergessens: Der Börneplatz-Konflikt*, Begleitbuch zur Eröffnungsausstellung, Museum Judengasse, Frankfurt/M. 1992.

12 Micha Brumlik et al. (Hrsg.), *Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart*, Frankfurt/M. 1986–2010.

13 Siehe Georg Heuberger (Hrsg.), *Wer ein Haus baut, will bleiben. 50 Jahre Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main, Anfänge und Gegenwart*, Frankfurt/M. 1998.

14 Zur jüdischen Zeitgeschichte in Frankfurt siehe Tobias Freimüller, *Frankfurt und die Juden. Neuanfänge und Fremdheits-erfahrungen 1945–1990*, Göttingen 2020.

In der jüdischen Gemeinschaft der DDR zeichneten sich in den ausgehenden 1980er Jahren ebenfalls Veränderungen ab. Auf Einladung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin fanden sich ab 1986 jüngere Jüdinnen und Juden zusammen, um Näheres über die jüdische Tradition zu erfahren, die für die Generation der Eltern keine Rolle gespielt hatte. Aus diesen Treffen formierte sich die Gruppierung „Wir für uns – Juden für Juden“. In regelmäßigen Zusammenkünften pflegten die Mitglieder der Gruppe gemeinschaftlich die Traditionen, diskutierten über deren Geschichte und Sinn, und setzten sich mit der politischen Gegenwart auseinander. Sie veranstalteten Theaterabende, Vortragsreihen und entwickelten sich zu einer festen Größe im jüdischen Leben der DDR – bis deren Ende es ihnen ermöglichte, einen unabhängigen Jüdischen Kulturverein zu gründen, der im März 1990 bereits über 200 Mitglieder zählte.¹⁵ Im darauffolgenden Jahr erschien zum ersten Mal ein eigenständiges Mitteilungsblatt des Vereins, das unter dem Titel „Jüdische Korrespondenz“ auch religiöse und politische Fragen behandelte.¹⁶

FORMEN UND FOLGEN EINER OPFERZENTRIERTEN GEDENKKULTUR

1980 beschloss der Magistrat der Stadt Frankfurt, ein Jüdisches Museum zu gründen, das acht Jahre später, am 9. November 1988, von Bundeskanzler Helmut Kohl eröffnet werden sollte. Unmittelbar vor der Eröffnung dieses ersten kommunalen Jüdischen Museums der Bundesrepublik Deutschland war in der DDR die Stiftung Centrum Judaicum gegründet worden, deren erster symbolischer Akt am 10. November in der Grundsteinlegung zum Wiederaufbau der Synagoge in der Oranienburger Straße in Berlin bestand. Eröffnung und Grundsteinlegung waren in die etwa 10000 deutschlandweiten Gedenkfeiern zum 50. Jahrestag des Novemberpogroms eingebunden und mithin Bestandteil jenes Großereignisses, das Y. Michal Bodemann als Inbegriff der sich in den 1980er Jahren formierenden „Kultur, genauer: (...) Epidemie des Gedenkens

in Deutschland“ bezeichnete.¹⁷ Seine kritische Einschätzung bezog sich auf die Funktionalisierung der jüdischen Erfahrung in der deutschen Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. In welchem Maße sich in den 1980er Jahre weithin eine Empathie für jüdische Opfererzählungen durchzusetzen, ja diese paradigmatisch für die Vergegenwärtigung der Schoa zu werden begannen, verdeutlichen nicht nur die Vielzahl an Büchern mit Testimonies und Memoiren Überlebender, die in den Jahrzehnten zuvor wenig Beachtung erfahren hatten und nunmehr in hoher Auflage erschienen, wie etwa Imre Kertész' „Roman eines Schicksalslosen“ (1975).

Die Durchsetzung des Opferparadigmas als maßgebliches Erinnerungsnarrativ an die Schoa ging insbesondere nach der deutschen Wiedervereinigung auch mit großen nationalen Anstrengungen wie etwa der Errichtung einer Stiftung „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ und dem von ihr betriebenen großflächigen Mahnmal im Zentrum Berlins einher, dessen von Peter Eisenman entworfene Formsprache an die Gestaltung eines jüdischen Friedhofs angelehnt ist. Die spezifische Erfahrung, die das Denkmal seine Besucherinnen und Besuchern beim Betreten machen lässt, beschrieb Eisenman wie folgt: „Was wir machen wollten, war, den Menschen vielleicht für einen Moment das Gefühl geben, wie es sein mag, wenn man auf verlorenem Posten steht, wenn einem der Boden unter den Füßen schwankt, wenn man von seiner Umgebung isoliert wird.“¹⁸

Die Historikerin Ulrike Jureit hat scharfe Kritik an dem ästhetischen Konzept des Denkmals und der ihm zugrundeliegende Vorstellung eines Nachempfindens der jüdischen Erfahrung geübt, die sie als „architektonische Simulation des Todes in Auschwitz“ bezeichnete, die „das gesamte Verharmlosungs- und Verleugnungspotential“ des opferidentifizierten deutschen Erinnerungsdiskurses symbolisiere.¹⁹ Ihre grundsätzlichen Bedenken gegenüber der deutschen Gedenkkultur und ihren repräsentativen Formen gel-

15 Siehe Ulrike Neuwirth, *Der jüdische Kulturverein 1990–2010*, 22. 1. 2015, www.jmberlin.de/blog/2015/01/der-juedische-kulturverein.

16 *Die Jüdische Korrespondenz: Monatsblatt des Jüdischen Kulturvereins Berlin e. V. 1991–2006*.

17 Y. Michal Bodemann, *Gedächtnistheater. Die jüdische Gemeinschaft und ihre deutsche Erfindung*, Berlin 1995, S. 85.

18 Interview mit Peter Eisenman und Richard Serra, 20. 1. 1998, <https://taz.de/Wie-Wellen-im-Meer/11363284>.

19 Ulrike Jureit, *Opferidentifikation und Erlösungshoffnung*, in: dies./Christian Schneider (Hrsg.), *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*, Stuttgart 2010, S. 17–103, hier S. 29.

ten dabei weniger dem Opfernarrativ selbst, als vielmehr der ihr zugrundeliegenden Perspektive einer emotionalen Identifikation mit dem Opfer. Denn Popularität der gefühlten Opferperspektive im Gedenken an die Schoa führe, so Jureit, zu einem Verkennen der Verantwortung, in die die Nachfolge von Täterschaft die deutsche Gesellschaft rücke. In welchem Maß das opferzentrierte Erinnerungsnarrativ auch zur Verschiebungen in der Wahrnehmung der eigenen Familiengeschichte führt, veranschaulichen die Ergebnisse der qualitativen MEMO-Studie, die das Institut für Gewalt und Konfliktforschung und die Stiftung Erinnerung, Verantwortung Zukunft regelmäßig vornimmt: 35,8 Prozent der Befragten wählte im Jahr 2020, dass die eigenen Vorfahren Opfer während der Zeit des Nationalsozialismus gewesen seien, 7 Prozent meinten, einer damals verfolgten Gruppe anzugehören.²⁰

INNERJÜDISCHE PLURALISIERUNG UND KONFLIKTE UM ERINNERUNG

In seiner erinnerungspolitischen Streitschrift „Desintegriert Euch“ greift der Publizist Max Czollek die Kritik von Jureit auf und verbindet diese mit dem Begriff „Gedächtnistheater“ von Bodemann. Sein besonderes Augenmerk gilt dabei der vielbeachteten Rede von Bundespräsident Richard von Weizsäcker vom 8. Mai 1985 und dessen Gedanken, dass „es Versöhnung ohne Erinnerung gar nicht geben kann“.²¹ Czollek argumentiert mit Blick auf diese Rede, dass die Funktionalisierung der jüdischen Erfahrung im deutschen Gedenken seit den 1980er Jahren in erster Linie dazu gedient habe, „das Versprechen auf Versöhnung für die deutsche Gesellschaft einzulösen“.²² Dieser Vorstellung hält er die Perspektive des Sieges über die Nationalsozi-

alisten entgegen, die das Gedenken an den Zweiten Weltkrieg in den postsowjetischen Ländern kennzeichnet.

Nach dem Fall der Mauer wanderten die ersten Jüdinnen und Juden aus den postsowjetischen Ländern in das Gebiet der DDR ein. Nach der deutschen Wiedervereinigung 1990 wurde diese Zuwanderung mit einer Sonderregelung legalisiert, infolge derer bis 2005 etwa 220 000 Menschen nach Deutschland kamen, die sich mit Dokumenten als „Ivrei“ ausweisen konnten. Mit ihnen wanderte ein neues erinnerungspolitisches Selbstverständnis in die jüdischen Gemeinden ein. Während die Mitglieder sich bis dato als Überlebende und deren Nachfahren, also als Opfer der Schoa, verstanden hatten, hielt mit den postsowjetischen Jüdinnen und Juden das Selbstverständnis von Veteranen der Roten Armee, also das Selbstbewusstsein von Siegern Einzug. Die entgegengesetzten Perspektiven kamen unter anderem auch in den verschiedenen Gedenktagen zum Ausdruck: Hatten die Gemeinden bislang ihre Gedenkstunden an die Ermordeten am 9. November oder am israelischen Jom HaSchoa abgehalten, forderten die Zugewanderten, nun den 9. Mai als Tag des Sieges zu begehen. Die innerjüdische Pluralisierung der Erinnerungsnarrative wurde durch die Zuwanderung von Israelis noch weiter beschleunigt, die immer wieder Kritik an den monumentalen Formen der Repräsentation äußerten, in denen die Schoa dargestellt und erinnert wird.²³ Angesichts der Vielfalt an Stimmen, Perspektiven, Erfahrungen und familiären Hintergründen, die Jüdinnen und Juden heute in Deutschland mit Blick auf die Frage artikulieren, wie in Zukunft an die Schoa erinnert werden soll, lässt sich vor allem eines prognostizieren: Neben die Nachwirkungen der traumatischen Erfahrungen, denen die Vorfahren ausgesetzt waren, treten zunehmend die Perspektiven von jüdischem Witz, Widerstand und Wehrhaftigkeit, die auch und gerade der mehrheitsdeutschen Gesellschaft entgegeng gehalten werden.

²⁰ Siehe Institut für Gewalt- und Konfliktforschung/Stiftung Erinnerung, Verantwortung Zukunft (Hrsg.), MEMO Multidimensionaler Erinnerungsmonitor, Studie III, Berlin 2020, S. 16.

²¹ Bundespräsident Richard von Weizsäcker, Rede bei der Gedenkveranstaltung im Plenarsaal des Deutschen Bundestages zum 40. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges in Europa, 8.5.1985, www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Richard-von-Weizsaecker/Reden/1985/05/19850508_Rede.html.

²² Max Czollek, *Desintegriert Euch!*, München 2018, S. 24.

²³ Siehe Tsafir Cohen/Avi Pitchon/Mirjam Wenzel (Hrsg.), *Wonderyears. Über die Rolle des Nationalsozialismus und der Shoah in der heutigen Israelischen Gesellschaft/Wonderyears. New Reflections on the Shoah and Nazism in Israel*, Berlin 2003.

MIRJAM WENZEL

ist Direktorin des Jüdischen Museums Frankfurt und Honorarprofessorin am Seminar Judaistik an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

ESSAY

VON DEN DEUTSCHEN LERNEN?

Susan Neiman

„Ein Buch mit diesem Titel würde ich niemals lesen.“ Einige potenzielle deutsche Leser haben mir dies ins Gesicht gesagt, ohne zu fragen, was ich mit dem provokanten Titel „Von den Deutschen lernen“ im Sinn hatte.⁰¹ Solche Menschen, ob sie sich „antideutsch“ nennen oder nicht, sind von vornherein überzeugt, dass es nichts, aber auch gar nichts von den Deutschen zu lernen gebe. Im Gegenteil: Deutsche Geschichte vor 1933 sei Vorgeschichte der NS-Herrschaft, und der Umgang mit dieser Herrschaft nach 1945 sei skandalös verlogen. – Solche Vorwürfe bestätigen meine Hauptthese, denn kein anderes Land der Welt würde ein Lob, und sei es auch so verhalten, sofort zurückweisen. Doch anstatt zu fragen, was hinter diesem Titel steckt, gingen viele davon aus, dass ich als gebürtige Amerikanerin unfähig sei, hinter den pietätvollen Beteuerungen von Schuld und Sühne den wahren Charakter der Deutschen zu erblicken. Sind Amerikaner nicht bekanntlich naiv?

Weit fehlt. Wie alle Juden, die in Deutschland gelebt haben, könnte ich ein ganzes Buch mit den antisemitischen Erfahrungen füllen, die ich hierzulande gemacht habe. Solche Bücher kommen ja in Deutschland gut an. Dafür müsste ich nicht auf die Erfahrungen zurückgreifen, die ich in West-Berlin in den 1980er Jahren gemacht habe und die schließlich dazu führten, dass ich Ende 1988 zurück nach Amerika ging. Wie sollte ich Kinder in einem Land großziehen, wo mir eine Tagesmutter sagte: „Hätte ich gewusst, dass ihr Juden seid, hätte ich ihn nie genommen“? Die Frau war nicht besonders antisemitisch, nur besonders ehrlich. „Nicht, dass ich etwas gegen Juden habe“, führte sie fort. „Schließlich könnt ihr nichts dafür. Aber ich hätte ihn nicht als normales Kind behandeln können. Jetzt, wo ich ihn kenne, ist er ein Kind wie jedes andere.“ Es fiel mir verdammt schwer, Berlin gegen New Haven zu tauschen, eine endlos faszinierende Großstadt gegen eine Kleinstadt, die neben einer bekannten Universität nur ein armes, verwüstetes schwar-

zes Ghetto zu bieten hatte. Doch wie sollte ich in einem Land bleiben, wo meine Kinder und ich ständig unsere Identität verstecken müssten?

Ein Jahrzehnt verging, ein Land wurde wieder vereinigt, eine Regierung gewechselt. Mit der rot-grünen Regierung hatte ich den Eindruck, dass die Deutschen, die es ernst mit der Vergangenheitsaufarbeitung meinten, nun an der Macht waren. Dazu kamen weitere eigene Erfahrungen: Nach Jahren als Philosophieprofessorin in New Haven und dann in Tel Aviv wurden mir die Nachteile des Lebens in anderen Ländern bewusster. Im Jahr 2000 nahm ich einen Ruf als Direktorin des Einstein Forums an.

Das hieß aber keineswegs, dass die antisemitischen Vorfälle aufhörten. Der erste fiel mir vor dem Unterzeichnen meines Arbeitsvertrags auf. Nun hatte ich Einsicht in die Akten des Instituts und war erschrocken, dass der Haushalt noch kleiner als erwartet war. Man hatte mir durchaus klargemacht, dass Fundraising zu meinen Aufgaben gehören würde. Doch wie sollte ich damit anfangen, wenn nicht einmal ein bescheidenes Spesenkonto vorhanden war, um potenzielle Spender zum Mittagessen einzuladen? „Sie sind Jüdin“, erwiderte die Beamtin, eine Westdeutsche, die sich für Holocaust-Literatur interessierte. „Das werden Sie schon schaffen.“

Ähnliche Bemerkungen kommen immer noch vor, und ich möchte nicht wissen, wie oft das Wort „Quotenjüdin“ hinter meinem Rücken gefallen ist. Auch meine Versuche, selbstbewusst mit der Identität umzugehen, treffen auf Widerstand. Oft werde ich angefragt für Interviews zu Themen, wo das Jüdisch-Sein relevant ist; in solchen Fällen betone ich es.

„Als Jüdin glaube ich, dass ...“

„Wir wissen, dass Sie aus einer jüdischen Familie kommen“, unterbrach mich neulich ein Journalist.

„Ich komme aus einer jüdischen Familie, und das heißt, dass ich Jüdin bin. Für Juden ist es kein Schimpfwort.“

„Kein Schimpfwort, um Gotteswillen, aber ich weiß doch nicht, was Ihre religiösen Praktiken sind.“

Meine religiösen Praktiken sind scheißegal. Spätestens seit 1935 ist bekannt, dass selbst getaufte Juden Juden bleiben. Das Judentum ist sowohl eine religiöse Gemeinschaft als auch ein Volk, dessen Geschichte dermaßen kompliziert ist, dass auch Juden seit Jahrhunderten darüber debattieren, was überhaupt jüdisch sei. Was es aber definitiv nicht ist: der unsichere, posttraumatische Umgang mit dem Thema, der zu hilflosen Ausdrücken wie „Mitbürger jüdischer Abstammung“ oder „Mitmenschen jüdischen Glaubens“ führt. Schon Albert Einstein hat sich über solche Euphemismen lustig gemacht. Das hat niemanden daran gehindert, ihn während des Einstein-Jahres 2005 so zu beschreiben; ein Jahr, für das man 20 Millionen Euro ausgab, um ihn zu ehren.

Mit sanften Formen des Antisemitismus lernt man umzugehen, zumal einige nicht wirklich antisemitische Vorurteile reproduzieren, sondern hilflose Unwissenheit ausdrücken. Die Unwissenheit über Juden ist nicht die gleiche, die man in Ländern – etwa Mozambik oder Peru – erlebt, wo nur wenige Juden leben. Denn die Deutschen wissen schon etwas über Juden, nämlich: Wir haben sie ermordet, auf schreckliche Weise. Dieses Wissen ist so schmerzhaft, dass es oft weitere Möglichkeiten, Wissen zu erlangen, blockiert. Das ganze Thema „Juden“ ist mit Scham und Schuld verhaftet. Wen überrascht es, dass die Mehrheit der Deutschen keine Lust hat, sich weiter damit zu beschäftigen? Man hat die Lektion gelernt, kann die Namen der Hauptlager aufzählen, weiß von Krupp und anderen Großindustriellen, die von der Versklavung und dem Mord an den Juden profitierten. Muss man sich auch noch dazu mit real existierenden Juden auseinandersetzen?

Doch schlimmer als der Mangel an Wissen, der oft zur Bestätigung antisemitischer Klischees führt, sind härtere Formen des Antisemitismus. Dafür musste ich nicht auf Halle warten. Im eigenen Wohnhaus hatte ich einen oft alkoholisierten Nachbarn, der nachts gern rechten Rap spielte, antisemitische und rassistische Parolen schrie und oftmals versuchte, meine Tür einzuschlagen, nachdem ich mich über seinen Verhalten beschwert hatte.

01 Susan Neiman, *Von den Deutschen lernen*, Berlin 2020. Alle Nachweise dort, sofern nicht anders angegeben.

„Das nächste Mal komme ich mit einer Ketensäge“, brüllte er einmal. Daraufhin ließ ich eine Stahltür einbauen, denn die sympathischen Beamten der Neuköllner Polizei kamen immer, konnten aber nichts machen, bis nach drei Jahren die Zahl der Strafanzeigen den Staatsanwalt überzeugte, Anklage zu erheben.

Die Beispiele müssen reichen, um zu zeigen, dass mir die Unzulänglichkeiten der deutschen Vergangenheitsaufarbeitung sehr wohl bekannt sind. Dennoch hindern mich zwei Gründe, in den Chor der Antideutschen einzustimmen oder die Arbeit der vergangenen Jahrzehnte für nutzlos zu erklären. Erstens: Ich bin alt genug, um Fortschritt zu sehen. Die Lage der Juden in Deutschland wie die Lage derjenigen, die einst „Ausländer“ hießen, sind meilenweit entfernt von den Bedingungen, die in den 1980er Jahren herrschten, geschweige denn in den 1950er Jahren. Letztere habe ich zwar nicht miterlebt, aber wenn man liest, wie Remigranten und Nazis in der Bundesrepublik damals behandelt wurden, stehen einem die Haare zu Berge. Die Fortschritte zeigen sich in Gesetzen, in der Sprache, in dem Umgang mit Vielfalt. Reicht das? Natürlich nicht, wie die oben genannten Beispiele bezeugen. Aber niemand wird sich anstrengen, weitere Fortschritte zu machen, wenn man alle bisherigen kleinredet. Um den Antisemitismus und andere Formen des Rassismus zu bekämpfen, muss man anerkennen können, dass frühere Versuche, dies zu tun, nicht umsonst waren. So beurteile ich die heutige Vergangenheitsaufarbeitung aus einer zeitlichen Perspektive heraus und freue mich über jeden Fortschritt, auch wenn ich mich über die Unvollkommenheit ärgern kann. Noch dazu: Ich beurteile die Aufarbeitung im Vergleich zu dem, was in anderen Nationen passiert, und da fällt mein Urteil deutlich aus. Kein Land der Welt hat sich den Verbrechen seiner Geschichte auch nur annähernd so gestellt wie Deutschland. Das ist der Hauptgrund, warum ich „Von den Deutschen lernen“ geschrieben habe.

Normal ist es, die eigenen Vorfahren als Helden zu betrachten. Wenn das unmöglich wird, sehen wir unsere Vorfahren als Opfer, was gleich suggeriert: Sie wären wohl Helden gewesen, wenn die Geschichte es erlaubt hätte; leider haben die Umstände sie zu Opfern gemacht. So dachte die Mehrheit der Deutschen nach 1945, so denkt die Mehrheit der Nachfahren der Konföderierten im Süden der USA bis heute. Wenn auch widerwillig und langsam, so haben die Deutschen

doch eine andere Haltung angenommen: die des Täters. Zusammengefasst in Richard von Weizsäckers Rede von 1985 hieß es: Wir haben zwar gelitten, aber andere haben noch mehr gelitten, und ihr Leid ist unsere Schuld. Die Transformation des Selbstbilds von Helden zu Opfern zu Tätern ist bis heute historisch einmalig.

Die Schuld war doch auch historisch einmalig? Zur Frage der Singularität des Holocausts gibt es eine lang andauernde Debatte, die nun wieder aufgeflammt ist. Darüber habe ich schon anderswo viel geschrieben.⁰² Was den meisten Deutschen unbekannt ist: Diese Debatte gibt es auch unter Juden. Diejenigen, die die Singularität des Holocausts infrage stellen, sind keineswegs Antisemiten oder Menschen, die versuchen, die Verantwortung für den Holocaust zu mindern, weil andere Nationen ja auch Völkermord begingen. Das waren die Motive derjenigen, wie Ernst Nolte und Andreas Hillgruber, die den ersten Historikerstreit begannen. Universalistische Juden wie ich wollen den Holocaust nicht relativieren, sondern Verantwortung auch für das Leid von anderen übernehmen.

Aber es hat so lange gedauert, bis Deutsche Verantwortung für den Holocaust übernahmen! In der Tat. Und die wichtigste Lektion, die andere aus der deutschen Erfahrung lernen können, ist eben dies: Vergangenheitsaufarbeitung ist schwer. Kein Mensch will seine Vorfahren als Täter sehen. Und wenn ein Teil einer Nation darauf besteht, dass sich die Nation zu ihren Verbrechen bekennt, wird es Widerstand geben. „Nestbeschmutzer“ wird der mildeste Vorwurf sein.

Als „Von den Deutschen lernen“ 2019 auf Englisch erschien, waren nur 19 Prozent der Briten der Meinung, es gebe irgendetwas an dem Imperialismus ihrer Vorfäter, wofür sie sich schämen sollten. Die Lage in den Vereinigten Staaten war noch schlimmer. Da werden schwarze Bürger regelmäßig ermordet von Männern, die die Fahnen der Konföderierten schwenkten – Fahnen, die auch während des Angriffs auf das Kapitol am 6. Januar 2021 zu sehen waren. Für Europä-

er, die amerikanische Nachrichten nicht im Original verfolgen, ist es schwer zu glauben und dennoch wahr: Es droht ein neuer Bürgerkrieg, weil der erste nie aufgearbeitet wurde. Nachfahren der Menschen, die für die Erhaltung der Sklaverei kämpften, behaupten bis heute, im Krieg sei es nicht um die Versklavung der Schwarzen gegangen, sondern um die Freiheit der Weißen – auch wenn das einzige Recht der Weißen, das tangiert wurde, das angebliche Recht war, andere Menschen zu besitzen. Es sind die gleichen Leute, die während Obamas Amtszeit skandierten, dass das Weiße Haus weiß bleiben solle, und einen rassistischen Schurken als seinen Nachfolger wählten.

Derzeit gibt es noch keinen Bürgerkrieg, aber „Geschichtskriege“, wie die Amerikaner sagen. Sie finden nicht nur in den Feuilletons, sondern auch auf parlamentarischer Ebene der Bundesstaaten statt, wo beispielsweise entschieden wird, ob Texte von Martin Luther King in Schulklassen gelesen werden dürfen. Denn viel zu spät, aber dafür umso entschlossener, hat 2015 eine amerikanische Vergangenheitsaufarbeitung begonnen.

Man kann den Beginn auf den 26. Juni 2015 datieren, als Präsident Obama eine Rede auf der Trauerfeier für die neun ermordeten Kirchgänger in Charleston hielt.⁰³ Diese Rede, die eine Verbindungslinie zwischen der Gewalt der Gegenwart und der Verdrängung der Gewalt der Vergangenheit zieht, wird vermutlich so bedeutend für die amerikanische Geschichte werden wie die von Weizsäckers für die Deutschen. Weder durch Weizsäckers Rede noch durch Obamas Rede wurde ein nationaler Konsens hergestellt, wie mit der Vergangenheit umgegangen werden sollte. So wie es auch zehn Jahre nach Weizsäckers Rede heftige Widerstände gegen die Wehrmachtsausstellung gab, gibt es Widerstände gegen die Versuche, die amerikanische Geschichte aufzuarbeiten. Man kann nur hoffen, dass die meisten davon gewaltfrei bleiben.

Als ich 2016 in den tiefen Süden ging, um die aufkeimende Aufarbeitung dort zu studieren, fühlten sich weiße Amerikaner von dem Gedanken provoziert, sie hätten irgendetwas von den Deutschen zu lernen. Kein Schwarzer fand den Vergleich problematisch. 2019 machte ich eine lange Lesereise quer durch die USA. Nach drei Jahren Trump war es auch weißen Zuhörern klar,

⁰² Vgl. ebd.; dies., *Wer darf für Juden sprechen?*, 5. 1. 2021, www.berliner-zeitung.de/kultur-vergnuegen/antisemitismus-einstein-arendt-li.129865?pid=true; dies., *Ignoranz aus Scham*, 26. 5. 2021, www.zeit.de/2021/22/von-den-deutschen-lernen-susan-neiman-vergangenheitsaufarbeitung-antisemitismus; dies., *Wo die Gerechtigkeit bedroht ist*, 31. 5. 2021, www.faz.net/-17365726; dies., *Ein neuer Historikerstreit?*, in: Reinhart Melber/Henning Köbler (Hrsg.), *Erinnerung–Politik–Solidarität*, Wien 2022 (i. E.).

⁰³ Das Redemanuskript findet sich unter <https://obamawhitehouse.archives.gov/the-press-office/2015/06/26/remarks-president-eulogy-honorable-reverend-clementa-pinckney>.

dass die amerikanische Vergangenheit dringend aufgearbeitet werden muss. Auffallend war – vor allem nach der Ermordung von George Floyd – dass viele Holocaust-Museen und -Forschungszentren hören wollten, was sie aus der deutschen Erfahrung lernen könnten. Der Drang nach Solidarität war viel stärker als der Impuls, die Singularität des Holocausts zu behaupten.

Denn auch wenn der Begriff des Literaturwissenschaftlers Michael Rothbergs „multidirektionale Erinnerung“ nur einigen Forschern bekannt war, gibt es diese Erfahrung seit den Sklavenzeiten. Versklavte Afrikaner schöpften Hoffnung aus biblischen Geschichten der Hebräer, die Sklaven in Ägypten waren. Die Gospel-Lieder, die diese Hoffnungen reflektieren, werden heute noch gesungen. Nach dem Bürgerkrieg etablierten jüdische Unternehmer Tausende von Schulen für die befreiten Afrikaner, denen Lesen und Schreiben während der Sklavenszeit verboten war. In den 1930er Jahren berichteten afroamerikanische Zeitungen von der Verfolgung der Juden in Deutschland und zogen Parallelen zu der eigenen Erfahrung. Viele Professoren, die aus Deutschland und Österreich emigrieren mussten, fanden Stellen an schwarzen Colleges. Albert Einstein war nur der bekannteste Emigrant, der sich, kaum den Nazis entronnen, stark für die Bürgerrechtsbewegung engagierte. Obwohl sie nur zwei Prozent der Bevölkerung stellten, machten Juden 30 Prozent aller Weißen aus, die in den 1960er Jahren im tiefen Süden für die Bürgerrechte der Schwarzen kämpften, als solches Engagement oft tödlich war.

Während der späten 1960er Jahre sind Spannungen zwischen beiden Gruppen entstanden, die bis heute nachhallen; beide Gruppen hatten Anteil daran. Dennoch sind die geteilten Erinnerungen nie verschwunden. Sie waren nicht zu übersehen, als bei den Senatswahlen in Georgia im Januar 2021 ein jüdischer und ein schwarzer Kandidat zum ersten Mal in der Geschichte dieses Südstaats eine Wahl gewonnen haben. Sie traten zusammen auf, und ihre Wahlreden haben die lange Geschichte der Solidarität zwischen Schwarzen und Juden beschworen. In Georgia wissen noch die meisten, dass der Ku-Klux-Klan Menschen aus beiden ethnischen Gruppen gelyncht hat. So haben Raphael Warnock und Jon Ossoff – jedenfalls vorläufig – Bidens Chancen auf eine erfolgreiche Amtszeit gesichert. Für Amerikaner ist der Holocaust der Inbegriff des Bösen. Das hindert sie aber nicht daran, diesen zusammen mit anderen Verbrechen anzu-

erkennen. Von Paul Robeson über Bob Dylan zu Toni Morrison gehört es zur amerikanischen Kultur, diese geteilten Erinnerungen wachzuhalten.

Selbstverständlich gibt es Unterschiede zwischen der Verfolgung der Juden und der Verfolgung der Schwarzen. Die Vorurteile gegenüber beiden Gruppen sind höchst unterschiedlich, und die Abneigungen gegenüber Asiaten oder indigenen Völkern sind wiederum anders. Methoden von Verfolgung und Mord variieren je nach Kultur und Zeitalter. Solche Unterschiede können von Historikern, Anthropologen und Soziologen endlos untersucht werden. Moralisch gesehen sind aber solche Unterschiede belanglos. Wird ein Mensch wegen seiner Zugehörigkeit zu einer Gruppe verfolgt, ist es Rassismus, der bekämpft werden soll. Die Intensität, mit der einige Forscher heute die Singularitätsthese verteidigen, ist verwunderlich.

Es verwundert umso mehr, wenn man sich an einen der größten Fehler der deutschen Vergangenheitsaufarbeitung erinnert: das Ausblenden des Antifaschismus der DDR nach der „Wende“. Mehr noch: Der nach dem ersten Historikerstreit etablierte Konsens, dass der Holocaust nicht einmal mit Stalins Verbrechen verglichen werden darf, wurde vollkommen vergessen. In vielen Orten wurden die Wörter „die zwei deutschen Diktaturen“ buchstäblich in Stein gemeißelt. Erst seit es nicht mehr um Kommunisten, sondern um *people of color* geht, haben die Deutschen die Singularität des Holocaust wiederentdeckt.

Dabei habe ich in „Von den Deutschen lernen“ gezeigt, dass die DDR der Bundesrepublik in vielem voraus war, was die Anerkennung und Ahndung von Nazi-Verbrechen betrifft. Natürlich war der dortige Antifaschismus oftmals instrumentalisiert, um Unterdrückung in der DDR zu rechtfertigen. Und dennoch war die Botschaft „Die Nazis waren Verbrecher und der 8. Mai war eine Befreiung“ nur in einem deutschen Staat zu vernehmen – was noch wichtiger ist als die Zahlen, die zu belegen scheinen, dass in der DDR mehr Nazis verklagt, verurteilt und aus Ämtern entfernt worden sind als in der Bundesrepublik. Es ist eine Schande, dass es bis heute keine gesamtdeutsche Erinnerungskultur gibt: Ostdeutsche haben vollkommen andere Wahrnehmungen in der Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg und dem Nationalsozialismus als Westdeutsche.

Dies ist nicht nur von historischer Bedeutung. Der Antifaschismus der DDR hat nie auf der Singularität des Holocausts bestanden. Stattdessen

wurde beispielweise auch der 14 Millionen ermordeten slawischen Zivilisten gedacht. Infolgedessen wurde das Gedenken manchmal als antisemitisch zurückgewiesen. Gerade als Jüdin ist mir dieser Vorwurf fremd. Historiker können Unterschiede zwischen dem Mord an den Juden und dem Mord an anderen Völkern aufzählen. Doch wie schon in meinem Buch „Das Böse denken“⁰⁴ argumentiert, gibt es keine festen Kriterien, um Verbrechen zu vergleichen. Als Toni Morrison ihren Roman über die Sklavenszeit „den 60 Millionen und mehr“ widmete, wollte die Nobelpreisträgerin darauf hinweisen, dass mehr Afrikaner durch die Sklavenszeit ihr Leben verloren als Juden im Holocaust. Aber auch Zahlen begründen keine eindeutigen Urteile.

Wenn wir über die Zulässigkeit des Vergleichens reden, müssen wir auch fragen: Wozu wird verglichen? Beim Historikerstreit war es klar: Nolte und seine Mitstreiter suchten Entlastung. Schon vor dem Krieg gehörte diese Strategie zum Nazi-Repertoire. Hitler führte den amerikani-

schen Raubmord an den indigenen Völkern ins Feld, um seinen Drang nach Osten zu rechtfertigen. Carl Schmitt hat 1942 den britischen Imperialismus nicht deshalb angeprangert, um zum Helden der Antikolonialisten zu werden; mitten im Ostfeldzug wollte er argumentieren, dass Deutschlands Gegner auch nicht besser seien. Die Kinder der Nazis und ihrer Mitläufer mussten nicht erst Schmitt oder Nolte lesen, um diese Abwehrgeste zu verabscheuen. Sie haben erlebt, wie die Vergleiche ihrer Eltern immer dazu dienten, deutsche Schuld zu verkleinern. Aus diesen Gründen ist die Singularitätsthese entstanden.

Wenn wir uns die Zusammenhänge des Historikerstreits vor Augen führen, wird klar, dass die Singularitätsthese *als moralisches Gebot* überholt ist. Es ist keine Relativierung des Holocausts, wenn wir der Verfolgung und dem Terror gegenüber anderen Völkern heute ins Gesicht schauen – und versuchen, sie soweit wie möglich wieder gutzumachen.

SUSAN NEIMAN

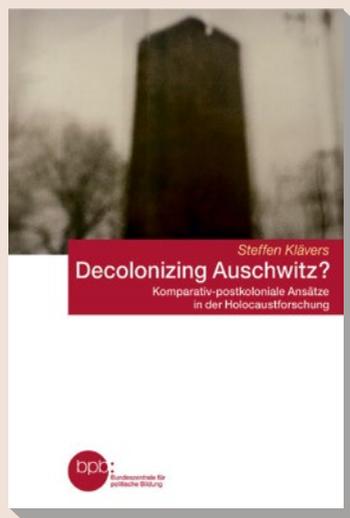
ist Professorin für Philosophie und Direktorin des Einstein Forums in Potsdam.

⁰⁴ Susan Neiman, Das Böse denken. Eine andere Geschichte der Philosophie, Frankfurt/M. 2004.

Zum Weiterlesen.



2021
Bestell-Nr. 10745



2021
Bestell-Nr. 10746



[bpb.de/
shop](https://bpb.de/shop)

KOLONIALE URSPRÜNGE?

Zur Debatte um mögliche Wege von Windhuk nach Auschwitz

Jonas Kreienbaum

Was der „christliche Bourgeois (...) Hitler nicht verzeiht“, schrieb Aimé Césaire 1950 in seinem berühmten „Discours sur le Colonialisme“, sei „nicht das *Verbrechen* an sich, das *Verbrechen gegen den Menschen* (...), nicht die *Erniedrigung des Menschen an sich*, sondern das Verbrechen gegen den *weißen* Menschen, die Erniedrigung des *weißen* Menschen und dass er, Hitler, kolonialistische Methoden auf Europa angewendet hat, denen bislang nur die Araber Algeriens, die Kulis Indiens und die Neger Afrikas ausgesetzt waren“.⁰¹ Für Césaire, den bedeutenden, auf Martinique geborenen Dichter der Négritude, waren die Verbrechen der Nationalsozialisten und damit auch der Holocaust keinesfalls präzedenzlos, sondern im europäischen Kolonialismus vorweggenommen. Nur ein Jahr später veröffentlichte die Philosophin Hannah Arendt im amerikanischen Exil ihre umfangreiche Studie „The Origins of Totalitarianism“, in der sie argumentierte, dass die Ursprünge totaler Herrschaft in der Geschichte des Antisemitismus und des Imperialismus zu finden seien. In den afrikanischen Kolonien habe sich erstmals der „Wunsch nach systematischer Ausrottung ganzer Rassen“ entwickelt.⁰²

In der Bundesrepublik spielte die Erinnerung an die eigene Kolonialvergangenheit in den Nachkriegsjahren hingegen kaum eine Rolle. Historiker*innen sprechen mitunter von einer langen Phase der „kolonialen Amnesie“.⁰³ Anders als in Großbritannien, Frankreich oder Belgien gab es keine Welle der Dekolonisierung nach 1945, die eine Beschäftigung mit der Kolonialvergangenheit hätte herausfordern können; die Kolonien waren bereits nach dem Ersten Weltkrieg verlorengegangen. In Westdeutschland dominierte die „Bewältigung“ der nationalsozialistischen Vergangenheit und seit den 1980er Jahren speziell des Holocaust die Erinnerung. Dabei diente, so argumentieren eine Reihe von Wissenschaftler*innen, auch das

Postulat der Singularität der Schoa eine wichtige Rolle, da es erlaube, „andere historische Verbrechen auszublenden“ – etwa jene der Kolonialzeit.⁰⁴

Seit der Jahrtausendwende lässt sich sowohl in der historischen Forschung als auch in der deutschen Öffentlichkeit eine verstärkte Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit feststellen. Dabei wurden auch die eingangs genannten Überlegungen von Césaire und Arendt aufgenommen, wurde über mögliche Kontinuitäten von kolonialer und nationalsozialistischer Herrschaft und Gewalt nachgedacht. Besonders nachdrücklich hat der Historiker Jürgen Zimmerer argumentiert, es gebe Verbindungen „von Windhuk nach Auschwitz“. Für ihn basieren sowohl der europäische Kolonialismus wie auch „die nationalsozialistische Expansions- und Mordpolitik, auf im Grunde ähnlichen Konzepten von Rasse und Raum“.⁰⁵ Hinzu kommen bestimmte geteilte Herrschaftstechniken, vom Verbot von sogenannten Mischehen über Lager bis hin zum Genozid. Um diese Kontinuitätsthese entwickelte sich in den 2000er Jahren eine scharfe akademische Debatte, wobei etwa Birthe Kundrus, Robert Gerwarth und Stephan Malinowski den Vertreter*innen dieser These vorwarfen, sie würden die Bedeutung des Ersten Weltkrieges als „Schule der Gewalt“ ignorieren, einen nationalen deutschen Sonderweg genozidaler Gewalt konstruieren und mit unpräzisen Begrifflichkeiten operieren.⁰⁶

In den vergangenen Monaten ist diese Debatte – vor dem Hintergrund einer ohnehin verstärkten öffentlichen Auseinandersetzung um koloniale Vergangenheit – mit Macht in den deutschsprachigen Feuilletons wieder zum Vorschein gekommen. Die Einladung des postkolonialen Theoretikers Achille Mbembe als Eröffnungsdredner der Ruhrtriennale 2020,⁰⁷ die Übersetzung von Michael Rothbergs Arbeit zum „Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung“ und

A. Dirk Moses' Essay „Der Katechismus der Deutschen“ haben Fragen nach dem Zusammenhang zwischen Kolonialismus und Nationalsozialismus, nach der Einzigartigkeit und Vergleichbarkeit des Holocaust und ihrem Platz in der Erinnerung der Deutschen zum Gegenstand zahlreicher Beiträge gemacht.⁰⁸ Vor diesem Hintergrund wird im Folgenden die Frage erörtert, ob der europäische Kolonialismus ein Vorläufer nationalsozialistischer Gewalt war. Zunächst wird die Forschung zur Kontinuität von Rasse- und Raumdenken zusammengefasst, um schließlich am Beispiel des Konzentrationslagers als einer geteilten Herrschaftstechnik zu verdeutlichen, wie wichtig die genaue empirische Arbeit bei der Auseinandersetzung mit der Kontinuitätsfrage ist.

VORSTELLUNGEN VON RASSE UND LEBENSRAUM

Als Rassismus versteht Zimmerer „nicht nur Zuschreibungen verschiedener Eigenarten an und davon abgeleitet eine bestimmte Wertigkeit der Rassen innerhalb einer angenommenen Hierarchie der Ethnien“, sondern in Anlehnung an Ulrich Herbert ein Weltbild, das durch eine umfassende

„Biologisierung des Gesellschaftlichen“ gekennzeichnet ist.⁰⁹ In der Forschung zur Geschichte des Rassismus herrscht eine gewisse Uneinigkeit, seit wann das Phänomen existiert. Gehen einige Forscher*innen davon aus, dass rassistische Vorstellungen bereits in der Antike feststellbar sind, halten andere die Reconquista der iberischen Halbinsel im 15. Jahrhundert oder die europäische Aufklärung für entscheidend. Große Einigkeit besteht hingegen, dass es einen engen Zusammenhang zwischen Rassismus und der Geschichte der europäischen Expansion gibt.¹⁰ Die flächendeckende Kolonialherrschaft, auf deren Höhepunkt am Ende des langen 19. Jahrhunderts Europäer (und Amerikaner und Japaner) weite Teile des Erdballs formal in Besitz genommen hatten, war ohne Rassismus nicht vorstellbar. Diese Form der Herrschaft war Produkt rassistischer Vorstellungen, sie basierte auf rassistischen Vorstellungen, und sie produzierte neuen Rassismus.

Im 19. Jahrhundert etablierte sich zusehends die Idee einer globalen Rassenhierarchie, die davon ausging, dass es zur Natur der kolonisierenden Nationen gehöre, zu herrschen, und für Kolonisierte natürlich sei, beherrscht zu werden. Eng verwandt war der Topos des „white man's

01 Aimé Césaire, *Über den Kolonialismus*, Berlin 2017 (1950), S. 28f.

02 Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*, München–Zürich 2006¹¹ (1951), S. 407. Dennoch spricht Arendt vom Holocaust als „Verbrechen eines Völkermordes, der in der Geschichte ohne Beispiel ist“. Ebd., S. 25.

03 Jürgen Zimmerer, *Kolonialismus und kollektive Identität: Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, in: ders. (Hrsg.), *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, Bonn 2013, S. 9–37, hier S. 9. Vgl. auch Sebastian Conrad, *Rückkehr des Verdrängten? Die Erinnerung an den Kolonialismus in Deutschland 1919–2019*, in: APuZ 40–42/2019, S. 28–33; Andreas Eckert/Albert Wirz, *Wir nicht, die Anderen auch. Deutschland und der Kolonialismus*, in: Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M.–New York 2002, S. 372–392.

04 A. Dirk Moses, *Der Katechismus der Deutschen*, 23.5.21, <https://geschichtedergewenwart.ch/der-katechismus-der-deutschen>. Vgl. auch Reinhart Kößler/Henning Melber, *Völkermord – und was dann? Die Politik deutsch-namibischer Vergangenheitsbearbeitung*, Frankfurt/M. 2017, S. 42–45.

05 Jürgen Zimmerer, *Holocaust und Kolonialismus. Beitrag zu einer Archäologie des genozidalen Gedankens*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 51/2003, S. 1098–1119, hier S. 1102. Seine Beiträge zur Kontinuitätsfrage erschienen noch einmal gesammelt als *ders., Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust*, Berlin 2011.

06 Siehe etwa Birthe Kundrus, *Kontinuitäten, Parallelen, Rezeptionen. Überlegungen zur „Kolonialisierung“ des Nationalsozialismus*, in: *WerkstattGeschichte* Jg. 43/2006, S. 45–62; Robert Gerwarth/Stephan Malinowski, *Der Holocaust als „kolonialer Genozid“? Europäische Kolonialgewalt und nationalsozialistischer Vernichtungskrieg*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 33/2007, S. 439–466. Als Überblick siehe Thomas Kühne, *Kolonialismus und der Holocaust. Continuities, Causations, and Complexities*, in: *Journal of Genocide Research* 15/2013, S. 339–362.

07 Dazu u. a. Andreas Eckert, *Postkoloniale Zeitgeschichte?*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 3/2020, S. 530–543; Randi Becker, *Gleichheit und Differenz. Achille Mbembe, der Holocaust und das Judentum*, in: Jan Gerber (Hrsg.), *Die Untiefen des Postkolonialismus*, Berlin 2021, S. 104–119.

08 Siehe Michael Rothberg, *Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung*, Berlin 2021; Jürgen Zimmerer/Michael Rothberg, *Enttabuisiert den Vergleich!*, 30.3.2021, www.zeit.de/2021/14/erinnerungs-kultur-gedenken-pluralisieren-holocaust-vergleich-globalisierung-geschichte; Moses (Anm. 4), und als eine beispielhafte Gegenstimme Götz Aly, *„Es gibt nichts, das deckungsgleich mit dem Holocaust wäre“*, 13.7.2021, www.deutschlandfunkkultur.de/goetz-aly-es-gibt-nichts-das-deckungsgleich-mit-dem.1013.de.html?dram:article_id=500220.

09 Zimmerer (Anm. 5), S. 1103.

10 Zur Geschichte des Rassismus siehe Christian Geulen, *Geschichte des Rassismus*, München 2021⁴; Karin Priester, *Rassismus. Eine Sozialgeschichte*, Leipzig 2003; Boris Barth, *Rassismus*, 12.3.2010, <http://ieg-ego.eu/de/threads/europa-und-die-welt/rassismus>.

burden“, der Zivilisierungsmission der Kolonialnationen, deren moralische Pflicht es sei, Kolonien zu „erwerben“, die „rückständigen“ Völker zu erziehen und auf eine höhere Stufe der Entwicklung zu bringen. Diese Zivilisierungsmission, so schreibt der Historiker Sebastian Conrad, „war der ideologische Kern des kolonialen Projektes“. Auch wenn der Gedanke der Zivilisierungsmission besonders radikale rassistische Vorstellungen ausschloss, die von der Unerziehbarkeit der Kolonisierten und der Dominanz unveränderbarer biologischer Faktoren ausging, so unterlag ihm eine rassistische Idee der Höher- beziehungsweise Minderwertigkeit „rassischer“ Gruppen. Auch war das Ziel der Zivilisierungsmission nicht die Gleichstellung der Kolonisierten mit den Kolonisatoren, nicht die Erziehung zu „schwarzen Europäern“, sondern zu „perfekten Eingeborenen“. Gerade in Siedlerkolonien wie in Australien oder dem südlichen Afrika, in denen Siedler und Kolonisierte in einem direkten Konkurrenzverhältnis um Land standen, spielte Erziehung kaum eine Rolle. Hier legitimierten die Kolonisierer die Landnahme damit, dass es Aborigines und Afrikaner versäumt hätten, das Land zu kultivieren. Ihre Rolle im Konkurrenzkampf mit den Weißen war im Extremfall die der „dying races“, die das Kolonialland bald freigeben würden.¹¹

Die Kolonialherrschaft selbst war dann ebenfalls durch eine strikte rassistisch begründete Einteilung in Kolonisierer und Kolonisierte gekennzeichnet, die der indische Politikwissenschaftler Partha Chatterjee mit der berühmten Formulierung der „rule of colonial difference“ bezeichnet hat.¹² Ein einschlägiges Beispiel ist die duale Rechtsordnung in den Kolonien. Während für Europäer das Recht des Mutterlandes galt, gab es für die Kolonisierten ein „Eingeborenerecht“, das sich angeblich an lokalen Gebräuchen orientierte. Dieses sah unter anderem rigide körperliche Strafen vor, die für Europäer schon seit Längerem abgeschafft worden waren, bot keine Berufungsmöglichkeiten und überließ die Rechtsprechung den Bezirks-

amtsmännern.¹³ Praktizierter Rassismus schlug sich aber auch in der Planung von Kolonialstädten nieder. Von Delhi über Algier bis Windhuk waren diese durch eine Segregation der Lebenswelten gekennzeichnet. Überall wurden exklusive Viertel für Weiße errichtet, die von den Vierteln der Einheimischen durch sogenannte *cordons sanitaires* abgegrenzt waren. So verlegten die deutschen Kolonialbehörden die afrikanische Bevölkerung Windhuks Anfang des 20. Jahrhunderts in eine neue Lokation zwei Kilometer außerhalb der Stadt.¹⁴ Schließlich förderte Kolonialherrschaft auch neuen Rassismus, etwa wenn die Kolonisierten sich nicht an die Regeln der „zivilisierten Kriegsführung“ hielten und damit in den Augen europäischer Militärs ihre Minderwertigkeit bestätigten.

Dass Rassismus nicht nur für den Kolonialismus des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zentral war, sondern auch für die nationalsozialistische Ideologie, ist offenkundig. Schon in „Mein Kampf“ hatte Hitler geschrieben, der völkische Staat habe die Rasse in den Mittelpunkt des allgemeinen Lebens zu setzen. Er habe eine eugenische Politik umzusetzen, die dafür Sorge trage, dass sich nur die Gesunden fortpflanzen, um das deutsche Volk zu stärken und auf den unvermeidlichen Rassenkampf vorzubereiten. Erst dieser globale Kampf ums Dasein werde in letzter Instanz entscheiden, welche Rasse die Beste sei. Hauptgegner in dieser Auseinandersetzung war das „Weltjudentum“. Der Antisemitismus stand im Zentrum nationalsozialistischer Ideologie, aber auch Slawen, Sinti und Roma, Afrikaner und schwarze Deutsche wurden als „artfremde Blutsangehörige“ diskriminiert, verfolgt und zum Teil ermordet.¹⁵ Umstritten ist in der Forschung, inwiefern sich der NS-Antisemitismus sinnvoll als eine spezielle Form des

¹¹ Vgl. Sebastian Conrad, *Deutsche Kolonialgeschichte*, München 2008, S. 70–75; Boris Barth, *Die Grenzen der Zivilisierungsmission. Rassenvorstellungen in den europäischen Siedlungskolonien Virginia, den Burenrepubliken und Deutsch-Südwestafrika*, in: ders./Jürgen Osterhammel (Hrsg.), *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*, Konstanz 2005, S. 201–228.

¹² Partha Chatterjee, *The Nation and Its Fragments. Colonial and Postcolonial Histories*, Princeton 1993, S. 14–34.

¹³ Vgl. Conrad (Anm. 11), S. 65–70; Rebekka Habermas, *Skandal in Togo. Ein Kapitel deutscher Kolonialherrschaft*, Frankfurt/M. 2016, S. 77–107.

¹⁴ Vgl. Eric Lewis Beverly, *Colonial Urbanism and South Asian Cities*, in: *Social History* 4/2011, S. 482–497; Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009³, S. 412–432; Dörte Lerp, *Imperiale Grenzräume. Bevölkerungspolitiken in Deutsch-Südwestafrika und den östlichen Provinzen Preußens 1884–1914*, Frankfurt/M.–New York 2016, S. 267–291.

¹⁵ Vgl. Priester (Anm. 10), S. 237–246; Geulen (Anm. 10), S. 99–103; Birthe Kundrus, *Von Windhoek nach Nürnberg? Koloniale „Mischehenverbote“ und die nationalsozialistische Rassengesetzgebung*, in: dies. (Hrsg.), *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, Frankfurt/M.–New York 2003, S. 110–131.

Rassismus fassen lässt oder ob er etwa angesichts seiner „wahnhaft-weltverschwörerischen“ Qualität davon kategorisch zu unterscheiden sei.¹⁶

Inwiefern ein direkter Zusammenhang zwischen Kolonial- und NS-Rassismus existierte, kann hier nur anhand eines Beispiels angedeutet werden, der Biografie des Rassenbiologen Eugen Fischer. 1908, ein Jahr, nachdem der genozidale Krieg gegen Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika beendet war, reiste dieser für anthropologische Feldforschungen in die Kolonie. Fünf Jahre später veröffentlichte er dann seine Untersuchung über die „Rehobother Bastards“, die Nachfahren weißer Farmer und afrikanischer Nama-Frauen, die im 19. Jahrhundert aus der britischen Kapkolonie ins zentralnamibische Rehoboth ausgewandert waren. In dieser Studie warnte er eindringlich vor einer möglichen „Rassenmischung“, da „jeder Tropfen Blut von farbigen Rassen, der in unserem Volkskörper Aufnahme findet, uns schädigt, unheilbar schädigt“.¹⁷ Auf dieser Arbeit zum „Bastardierungsproblem beim Menschen“ gründete sein wissenschaftliches Renommee, das ihn zum Professor und schließlich Rektor der Berliner Universität machte und ihm auch den Direktorenposten des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik einbrachte. Das Institut entwickelte sich ab 1933 zur „maßgeblichen Denkfabrik für die NS-Rassen- und Bevölkerungspolitik“, und NS-Kommentatoren der Nürnberger Rassegesetze von 1935 bezogen sich ausdrücklich auf Fischers Forschungen.¹⁸

Eng mit den rassistischen Vorstellungen eines Kampfes ums Dasein zwischen den Völkern verknüpft war sowohl im kolonialen Kontext der Jahrhundertwende wie bei den Nationalsozialisten die Idee des „Lebensraums“. Denn, wie Zimmerer schreibt, war es der Lebensraum, der einem Volk vor allem fehlte, „dessen Größe in der Zahl seiner ‚rassisch gesunden‘ Mitglieder lag“.¹⁹

16 Steffen Klävers, *Decolonizing Auschwitz? Komparativ-postkoloniale Ansätze in der Holocaustforschung*, Berlin–Boston 2019, S. 219; siehe auch Philipp Lenhard, „Weiße Juden“. Zum Unterschied von Rassismus und Antisemitismus, in: Jan Gerber (Hrsg.), *Die Untiefen des Postkolonialismus*, Berlin 2021, S. 47–72.

17 Eugen Fischer, *Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen*, Jena 1913.

18 Kathrin Roller, *Der Rassenbiologe Eugen Fischer*, in: Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hrsg.), *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*, Berlin 2002, S. 130–133; Kundrus (Anm. 15).

19 Zimmerer (Anm. 5), S. 1103.

Es war dieser Gedanke, der von Befürwortern eines deutschen Kolonialerwerbs in den 1880er Jahren unter anderem ins Feld geführt wurde. Anstatt jährlich 200 000 Deutsche durch Auswanderung nach Amerika zu verlieren, gelte es, diese Migrationsströme in eigene Siedlungskolonien umzulenken und für das Vaterland zu erhalten. Vor diesem Hintergrund, so schrieb der Historiker Heinrich von Treitschke 1884, werde „die Kolonisation zur Daseinsfrage“.²⁰ Deutschland erschien als „Volk ohne Raum“, um den Titel des berühmten Romans und Bestsellers von Hans Grimm aus dem Jahr 1926 zu zitieren. Dieses Schlagwort adaptierten bald die Nationalsozialisten, allerdings lag der zu erobernde Lebensraum für sie nicht mehr wie bei Grimm im südlichen Afrika, sondern in Osteuropa. Zahlreiche Historiker*innen haben in den vergangenen Jahren argumentiert, dass es sich bei den nationalsozialistischen Eroberungs- und Siedlungsplänen für das „Ostland“ um ein gigantisches und extrem radikalisiertes siedlungskoloniales Projekt gehandelt habe. Den radikalsten Ausdruck fanden die NS-Planungen im sogenannten Generalplan Ost, der in verschiedenen Versionen vorliegt und die Ermordung oder Deportation von etwa 30 Millionen Slawen aus Ostmittel- und Osteuropa vorsah. Das frei gemachte Land sollte anschließend von ein paar Millionen deutschstämmigen Siedlern in Besitz genommen werden.²¹

DAS KONZENTRATIONSLAGER ALS GETEILTE HERRSCHAFTSTECHNIK

Lassen sich durchaus Ähnlichkeiten im Rasse- und Raumdenken für Kolonialismus und Nationalsozialismus konstatieren, soll nun die Kontinuitätsfrage an einer konkreten Herrschaftstechnik im Detail überprüft werden. Im Fokus des folgenden Abschnittes steht mit dem Konzentrationslager eine koloniale Erfindung, die zum Emblem des NS-Terrors werden sollte.

Die ersten *concentration camps* errichteten die Briten im Jahr 1900 im Zuge des Südafrikanischen Krieges (1899–1902), den sie gegen die

20 Zit. nach Conrad (Anm. 11), S. 25.

21 Jürgen Zimmerer, *Die Geburt des „Ostlandes“ aus dem Geiste des Kolonialismus. Die nationalsozialistische Eroberungs- und Beherrschungspolitik in (post)kolonialer Perspektive*, in: *Sozial.Geschichte H. 19/2004*, S. 10–43; zum Generalplan Ost siehe Götz Aly/Susanne Heim, *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*, Frankfurt/M. 2013.

zuvor unabhängigen Burenrepubliken des Oranje-Freistaates und des Transvaal führten. Als die Buren, Nachfahren europäischer Siedler, die seit dem 17. Jahrhundert nach Südafrika gekommen waren, den Krieg ab Mitte 1900 als Guerillas fortführten, reagierte das britische Militär mit einer „Strategie der verbrannten Erde“. Britische Kolonnen durchkämmten das Land, brannten alle Häuser und Felder nieder, trieben das Vieh ab und deportierten die Zivilbevölkerung, Buren und Afrikaner, in neu errichtete Lager. Ohne die Unterstützung der Zivilisten, die die burischen Kommandos zuvor mit Unterschlupf, Nahrung, neuen Rekruten und Informationen über Feindbewegungen versorgt hatten, so das militärische Kalkül, würde der Krieg bald zu Ende sein. Die Primärfunktion der britischen Konzentrationslager war also die Beendigung eines langwierigen Kolonialkrieges. Ganz ähnlich gingen zeitgleich US-Militärs auf den Philippinen und bereits einige Jahre zuvor die Spanier auf Kuba vor – nur dass sie die Zivilbevölkerung in existierenden Ortschaften und nicht in Lagern internierten. Ab 1904/05 errichtete schließlich auch die deutsche „Schutztruppe“ Konzentrationslager in Südwestafrika, die ebenfalls primär der Beendigung des Krieges gegen Herero und Nama dienen sollten.

In der historischen Forschung sind diese kolonialen Konzentrationslager – und zwar vor allem die deutschen – vielfach mit verschiedenen NS-Lagern in Bezug gesetzt worden. Am weitesten ging sicherlich Benjamin Madley, der das deutsche Koloniallager auf der Haifischinsel als „grobes Modell für spätere Nazi-Vernichtungslager (...) wie Treblinka und Auschwitz“ bezeichnet hat.²² Der einzige Zweck von Vernichtungslagern wie Treblinka oder Sobibor war die sofortige Ermordung praktisch aller Neuankömmlinge – in der überwältigenden Mehrheit Juden – binnen weniger Stunden. Eine Entsprechung hat es im kolonialen Rahmen nicht gegeben. Zwar war die Sterblichkeit in den kolonialen Konzentrationstätten enorm – mit etwa 50 000 Toten unter 250 000 Internierten in Südafrika und einer Mortalität von über 40 Prozent unter den schätzungsweise 25 000 Gefangenen in Deutsch-Südwestafrika. Doch starben die Internierten hier an Mangelver-

sorgung, Krankheiten und Zwangsarbeit, nur in Ausnahmefällen durch direkte Ermordung.²³

Sinnvoller ist der Vergleich mit den „normalen“ nationalsozialistischen „Konzentrationslagern im ‚Dritten Reich‘, etwa Buchenwald oder Dachau“, wie ihn Joachim Zeller vorgeschlagen hat.²⁴ Doch auch hier offenbart ein genauer Blick gewichtige Unterschiede. Die Ursprungsfunktion kolonialer Lager war – wie oben beschrieben – eine militärische. Es ging um die Beendigung langwieriger Kolonialkriege, die häufig als Guerillakriege geführt wurden. Die Nationalsozialisten errichteten ihre Konzentrationslager 1933 hingegen zunächst als Instrumente zur Bekämpfung innenpolitischer Opposition. Mit dieser unterschiedlichen Primärfunktion ging eine Reihe von phänomenologischen Differenzen einher. Koloniale Konzentrationslager waren an den Kolonialkriegszustand gebunden und verschwanden, sobald der Krieg beendet war. Sie waren reine Provisorien. Die britischen Burenlager etwa bestanden meist ausschließlich aus Zelten, die schnell auf- und schnell wieder abgebaut waren. Nationalsozialistische Konzentrationslager erfüllten als innenpolitische Kampfinstrumente, die bald auch weitere Funktionen übernehmen sollten, hingegen einen dauerhaften Auftrag und waren ab Mitte der 1930er Jahre als permanente Institutionen angelegt. Sie verfügten, wie etwa das neu errichtete Lager Sachsenhausen, über eine vergleichsweise aufwändige Infrastruktur mit Häftlingsbaracken, Krankenzelten, Küchen und Waschräumen aus Stein. Gleichzeitig waren die In-sassenzahlen in den Koloniallagern, wo ganze Bevölkerungen interniert wurden, lange viel höher als im nationalsozialistischen KZ-System. Während in allen NS-Konzentrationslagern zusammen Mitte 1935 gerade einmal 4000 Häftlinge eingesperrt waren, waren es in Südafrika nach einigen Monaten 200 000 und in Kuba sogar die doppelte Anzahl. Solche Zahlen erreichten die Nationalsozialisten erst in der zweiten Kriegshälfte. Geringere Häftlingszahlen und bessere Infrastruktur helfen

22 Benjamin Madley, *From Africa to Auschwitz: How German South West Africa Incubated Ideas and Methods Adopted and Developed by Nazis in Eastern Europe*, in: *European History Quarterly* 3/2005, S. 429–464, hier S. 446.

23 Jonas Kreienbaum, *„Ein trauriges Fiasko“*. Koloniale Konzentrationslager im südlichen Afrika, 1900–1908, Hamburg 2015; Sara Berger, *Experten der Vernichtung. Das T4-Reinhardt-Netzwerk in den Lagern Belzec, Sobibor und Treblinka*, Hamburg 2013.

24 Joachim Zeller, *„Ombepera i koza – Die Kälte tötet mich“*. Zur Geschichte des Konzentrationslagers Swakopmund (1904–1908), in: Jürgen Zimmerer/ders. (Hrsg.), *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen*, Berlin 2003, S. 64–79, hier S. 76.

darüber hinaus den erstaunlichen Befund zu erklären, dass die Sterblichkeit in den kolonialen Lagern jene in den NS-Konzentrationslagern lange deutlich überstieg. Auch hier zog das KZ-System erst in der zweiten Kriegshälfte gleich, um im letzten Kriegsjahr alles in den Schatten zu stellen.²⁵

Neben diesen gewichtigen Unterschieden zwischen kolonialen und nationalsozialistischen Konzentrationslagern sei abschließend auf eine interessante funktionale Gemeinsamkeit verwiesen: Die Ausbeutung der Arbeitskraft der Internierten gewann mit der Zeit in den deutschen Koloniallagern und bei den Nationalsozialisten enorm an Bedeutung. In der zweiten Kriegshälfte bildete sich in den NS-Lagern ein System der Häftlingsvermietung heraus. Die Hauptlager dienten nun vor allem dazu, neu ankommende Häftlinge auf die verschiedenen Außenlager zu verteilen, die jetzt häufig in der Nähe von großen Betrieben existierten. Die Firmen, die meist in der Rüstungsindustrie tätig waren, mieteten die Insassen gegen eine Gebühr vom Wirtschaftsverwaltungshauptamt der SS als Zwangsarbeiter*innen. Ein ganz ähnliches System der Vermietung hatte sich im kleineren Stil ab 1905 auch in den Lagern in Deutsch-Südwestafrika etabliert. Insgesamt aber überwiegen eindeutig die Unterschiede zwischen kolonialen und NS-Lagern.²⁶

EIN KAUSALER ZUSAMMENHANG?

Es lässt sich konstatieren, dass Rasse- und Raumentdenken sowohl im Kolonialismus als auch bei den Nationalsozialisten eine wichtige Rolle spielte. Damit soll nicht gesagt werden, sie seien „deckungsgleich“ gewesen.²⁷ So spielte etwa der Gedanke der „Zivilisierungsmission“ anders als in den Kolonien im NS-Antisemitismus praktisch keine Rolle. Aber eine gewisse Ähnlichkeit lässt sich schwerlich leugnen.

Gab es einen kausalen Zusammenhang, der diese Gemeinsamkeiten erklären kann? Die Biografien

bestimmter Personen, wie Eugen Fischer, mögen eine Verbindung herstellen. Versuchten NS-Akteure darüber hinaus gezielt aus den kolonialen Erfahrungen des 19. Jahrhunderts zu lernen? In der Tat ist eine Reihe von Aussagen überliefert, die genau das suggerieren. So konstatierte Hitler in einem viel zitierten Monolog aus dem September 1941: „Der russische Raum ist unser Indien, und wie die Engländer es mit einer Handvoll Menschen beherrschen, so werden wir diesen unseren Kolonialraum regieren. Den Ukrainern liefern wir Kopftücher, Glasketten als Schmuck und was sonst Kolonialvölkern gefällt.“²⁸ Und bereits ein Jahr zuvor, im Januar 1940, hatte er während einer Rede im Berliner Sportpalast erklärt: „Damals [im Burenkrieg, J. K.] wurde das Konzentrationslager erfunden. In einem englischen Gehirn ist die Idee geboren worden. Wir haben nur im Lexikon nachgelesen und haben das dann später kopiert. Nur mit einem Unterschied: England hat Frauen und Kinder in diese Lager gesperrt. Über 20 000 Burenfrauen sind damals jämmerlich zugrunde gegangen.“²⁹

Doch angesichts der gewichtigen Unterschiede zwischen kolonialen und nationalsozialistischen Konzentrationslagern, was hätten die Nationalsozialisten eigentlich von den britischen Lagern lernen sollen? Hitlers Aussage ist hier weniger als Hinweis auf einen tatsächlichen Lernprozess zu lesen, sondern als politische Propaganda. Angesichts des Krieges gegen England wollte er seine „Volksgenossen“ darauf einstellen, dass die Briten auch vor dem Mord an Frauen und Kindern nicht zurückschrecken würden, der Krieg also auch von deutscher Seite nicht mit Samthandschuhen geführt werden könne. Gleichzeitig war der Hinweis auf die „englische Idee“ eine elegante Möglichkeit, die britische Kritik an den NS-Konzentrationslagern zu entkräften.³⁰

Das Beispiel der Lager unterstreicht, dass die suggestive These von den Wegen, die von Windhuk nach Auschwitz führen, einer genauen empirischen Überprüfung bedarf, die bisher nur in Ansätzen erfolgt ist. Weitere quellengestützte geschichtswissenschaftliche Arbeiten können der öffentlich geführten Debatte um Kontinuität oder Singularität nur guttun.

JONAS KREIENBAUM

ist habilitierter Historiker und als Privatdozent am Historischen Institut der Universität Rostock tätig. jonas.kreienbaum@uni-rostock.de

²⁵ Kreienbaum (Anm. 22), S. 293–309.

²⁶ Vgl. ebd.

²⁷ Aly (Anm. 8).

²⁸ Adolf Hitler, *Monologe im Führerhauptquartier 1941–44*.

Die Aufzeichnungen Heinrich Heims herausgegeben von Werner Jochmann, Hamburg 1980, S. 60–64.

²⁹ Max Domarus (Hrsg.), *Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945*, Bd. 2/1: 1939–1940, München 1965, S. 1459.

³⁰ Vgl. Paul Moore, „And What Concentration Camps Those Were!“ *Foreign Concentration Camps in Nazi Propaganda, 1933–9*, in: *Journal of Contemporary History* 3/2010, S. 649–674.

DENKMALSTURZ UND DENKMALSCHUTZ

Positionen der Denkmalpflege zum Umgang mit Denkmälern des Kolonialismus

Johanna Blokker

In den vergangenen Jahren sind Denkmäler zu einem ungewohnt heiß umstrittenen Thema im öffentlichen Diskurs geworden. Ob Standbilder von kolonialen Herrschern oder Konföderierten-Generälen stehen oder fallen sollten, ob Straßen und Bauten mit den Namen von Sklavenbesitzern oder -händlern umgetauft werden müssten, wird in den Medien, in der Politik und in der Wissenschaft debattiert, und dies international. Das Thema ist nicht neu, aber mit dem Mord an George Floyd durch einen weißen Polizisten in Minneapolis und der gewaltigen Welle an öffentlichem Protest, die er im Sommer 2020 unter dem Banner der Black-Lives-Matter-Bewegung über die ganze Welt auslöste, stellt sich die Frage nach dem Platz von Denkmälern in unseren Städten und unserer Gesellschaft mit großer Dringlichkeit.

In der Vielstimmigkeit der öffentlichen Diskussion des vergangenen Jahres, zwischen all den Meinungsäußerungen und Stellungnahmen von AktivistInnen, ExpertInnen und MeinungsbildnerInnen, die geäußert, gedruckt und gesendet wurden, wird allerdings die Perspektive ausgerechnet derjenigen in der Gesellschaft, deren primäre Aufgabe und tägliches Geschäft die Auseinandersetzung und den Umgang mit Denkmälern darstellt – nämlich die DenkmalwissenschaftlerInnen und DenkmalpflegerInnen –, eher selten gefragt oder gehört. Doch ist diese Perspektive für die Kernfragen der aktuellen Debatte höchst relevant. Denn bei den Denkmalwissenschaften geht es nicht allein, wie viele vielleicht vermuten, um „technische Praktiken der Konservierung und Prozesse der Verwaltung des kulturellen Erbes“, das heißt um die Erhaltung der materiellen Substanz historischer Objekte wie etwa Standbilder, wobei auch dies ein wichtiges Anliegen des Faches ist. Vielmehr geht es, in den Worten des britischen Heritage-Forschers Rodney Harrison, darum, „das Wesen des Kulturerbes kri-

tisch zu diskutieren und die Gründe zu untersuchen, warum wir bestimmte Objekte, Orte und Praktiken für (...) schutz- und erhaltenswürdig halten“.⁰¹ DenkmalwissenschaftlerInnen fragen nach den Funktionen und Wirkungen von historischen Objekten in der Gesellschaft und nach den Prozessen des Erinnerns und Vergessens, des Aneignens und Ablehnens, die sie manifestieren und fördern.⁰² Oder mit anderen Worten: Denkmäler sind „sichtbar gemachte Werte“.⁰³ Und natürlich sind es Werte, die im Mittelpunkt der aktuellen Debatten über Rassismus und Diskriminierung in vielen Ländern der Welt stehen, und weil Denkmäler für Werte stehen, sind sie zu Kristallisationspunkten dieser Debatten geworden.

Mit diesem Beitrag möchte ich die Gelegenheit nutzen, die besondere Perspektive der Denkmalwissenschaften in die aktuelle Diskussion über den Umgang mit Denkmälern für Persönlichkeiten der Kolonialzeit und VertreterInnen des Kolonialismus einzubringen. Dazu werde ich einige theoretische Grundsätze der Denkmalpflege einführen und auf dieser Basis verschiedene aktuell kursierende Vorschläge und Forderungen für den Umgang kritisch prüfen. Dabei beziehe ich mich vor allem auf Beispiele aus Deutschland, Großbritannien und den USA und greife auf die Forschungen und Erkenntnisse von FachkollegInnen aus diesen Ländern zurück. Es wird kaum überraschen, dass es Konsens innerhalb des Faches ist, Denkmäler zu bewahren und die Beschädigung, Zerstörung oder Beseitigung dieser Objekte abzulehnen. Dies gleich zu Beginn zu verraten, nimmt allerdings nichts von der Pointe des Beitrags vorweg, denn die Denkmalpflege bewahrt keineswegs nur um des Bewahrens willen. Ganz im Gegenteil steht die Entscheidung für die Bewahrung eines Objektes am Ende eines sorgfältig reflektierten Denk-

prozesses, dessen theoretische Grundlagen – so meine Überzeugung – auch die allgemeine gesellschaftliche Debatte um Denkmäler produktiv vorwärtsbringen kann.

GEWOLLTE UND GEWORDENE DENKMÄLER

Im Folgenden wird ausschließlich von sogenannten gewollten Denkmälern die Rede sein. Der Begriff wurde 1903 vom österreichischen Kunsthistoriker und frühen Denkmaltheoretiker Alois Riegl geprägt und bezeichnet „ein Werk von Menschenhand, errichtet zu dem bestimmten Zweck, um einzelne menschliche Taten oder Geschehnisse (oder Komplexe mehrerer solcher) im Bewußtsein der nachlebenden Generationen stets gegenwärtig und lebendig zu erhalten. Es kann entweder ein Kunstdenkmal oder ein Schriftdenkmal sein, je nachdem es das zu verewigende Ereignis mit den bloßen Ausdrucksmitteln der bildenden Kunst oder unter Zuhilfenahme einer Inschrift dem Beschauer zur Kenntnis bringt.“⁰⁴

In dieser inzwischen über hundert Jahre alten Definition sind die Objekte problemlos wiederzuerkennen, um die es in der aktuellen Debatte hauptsächlich geht: die Standbilder, die historische Figuren darstellen und feiern; die Obelisken, Skulpturen, Gedenksteine und Tafeln, die sie ehren und die Erinnerung an sie wachhalten; die Benennungen von Straßen, Plätzen und Gebäuden, die ihre Namen und Taten in die Struktur und den Stoff des öffentlichen Raums einschreiben und als Vorbild präsentieren.

Nicht behandelt werden hingegen die sogenannten gewordenen Denkmäler, die große Kategorie der Objekte, denen erst im Laufe der Zeit und aufgrund ihrer künstlerischen Qualität, ihrer historischen Zeugniskraft, ihres hohen Alters oder ihrer Seltenheit ein besonderer Wert zugeschrieben wird. Dabei wird anerkannt, dass auch gewordenen Denkmäler koloniale Strukturen ma-

nifestieren, tradieren und „verewigen“ können, wie etwa die Historikerin Mirjam Brusius mit Bezug auf Bristol, wo 2020 das Standbild des Sklavenhändlers Edward Colston durch Protestierende gestürzt wurde, festhält: „Viele Städte realisieren jetzt eben, dass ihr Reichtum“, – und damit eigentlich ihr gesamtes architektonisches und städtebauliches Gefüge – „wie der von Bristol auf einem System der Ausbeutung basiert“.⁰⁵

Bei beiden Denkmalkategorien, den gewollten und den gewordenen Denkmälern, geht es um Objekte und Orte, „die in der Gegenwart eine gewisse Bedeutung haben und sich auf die Vergangenheit beziehen“, wie Harrison erklärt.⁰⁶ Bereits hier kommen wir mit einem ersten fundamentalen Punkt der Denkmaltheorie in Berührung: Als kulturelle Erscheinung ist das Denkmal immer gegenwartsbezogen, es ist *present-centered*. Das heißt, es geht um bauliche oder andere materielle Artefakte aus der Vergangenheit, die *in* der Gegenwart und *für* die Gegenwart Bedeutung haben. Aus dieser ersten Erkenntnis folgt unmittelbar eine zweite: Die Bedeutung oder der „Wert“ eines Denkmals wohnt dem Denkmal nicht inne, sondern wird ihm vom jeweiligen Betrachter oder der jeweiligen Nutzerin entsprechend seinen eigenen Überzeugungen, Ansprüchen und Bedürfnissen zugeschrieben.⁰⁷ So lässt sich mit der Kulturanthropologin Regina Bendix konstatieren: „Kulturerbe ist nicht, es wird.“⁰⁸ Beide Punkte führen schließlich zu dem Schluss, dass ein Denkmal weniger ein Ding als eine von Menschen ausgeübte Praxis ist, nämlich die Praxis der Inwertsetzung, der Zuschreibung von Wert und Bedeutung. Folglich ist es auch ein dynamisches Phänomen, das sich stets mit der wechselnden und sich entwickelnden Perspektive der BetrachterInnen in der Gegenwart ändert.

01 Rodney Harrison, *Understanding the Politics of Heritage*, Manchester 2010, S. 15. Alle Übersetzungen in diesem Beitrag durch die Autorin.

02 Susan Neiman, *Learning from the Germans. Race and the Memory of Evil*, New York 2019, S. 263.

03 Vgl. ebd., S. 75.

04 Alois Riegl, *Der moderne Denkmalkultus, sein Wesen und seine Entstehung* (1903), in: ders., *Gesammelte Aufsätze*, Augsburg–Wien 1929, S. 144.

05 Kathrin Hondl, *Vielsagender Sturz einer Sklavenhändler-Statue*. In Bristol beginnt der Prozess gegen Black-Lives-Matter-Demonstrant*innen, Interview mit Mirjam Brusius, 8. 2. 2021, www.swr.de/swr2/leben-und-gesellschaft/vielsagender-sturz-einer-sklavenhaendler-statue-in-bristol-beginnt-der-prozess-gegen-black-lives-matter-demonstranten-100.html.

06 Harrison (Anm. 1), S. 12.

07 Vgl. Stefanie Samida, *Kulturerbe als Herausforderung. Reflexionen zum „Heritage-Boom“* aus fachübergreifender Perspektive, in: *WerkstattGeschichte* Jg. 64/2013, S. 111–127, hier S. 118.

08 Regina Bendix, *Kulturelles Erbe zwischen Wirtschaft und Politik*. Ein Ausblick, in: Dorothee Hemme/Markus Tauschek/Regina Bendix (Hrsg.), *Prädikat „Heritage“*. Wertschöpfungen aus kulturellen Ressourcen, Berlin 2007, S. 337–356, hier S. 340.

Bekanntlich sind die Mitglieder einer Gesellschaft sich nicht immer darüber einig, was ihnen wichtig oder wertvoll ist. Deswegen spricht man in der Denkmaltheorie von Inwertsetzung als gesellschaftlichem Aushandlungsprozess: Unter den Mitgliedern muss ausgehandelt werden, welche ihre gemeinsame Werte sind und was genau – sprich welche Objekte und Orte – auf welche Art und Weise für diese Werte stehen sollte. Solche Aushandlungsprozesse können durchaus mit Friktion und sogar Konflikt verbunden sein, insofern sind sie als politische Prozesse zu verstehen. Und genau wie in der Politik sind nicht alle Teilnehmer am Diskurs gleich gut aufgestellt. Manche sind aufgrund ihrer Position in der Gesellschaft, aufgrund ihres finanziellen oder kulturellen Kapitals besser in der Lage, sich beim Bestimmen von gemeinsamen Werten und im Ringen um die Deutungshoheit über Denkmäler durchzusetzen. Anders gesagt, geht es auch hier um Machtverhältnisse. Harrison fasst zusammen: „Das kulturelle Erbe (...) ist ein dynamischer Prozess, bei dem es um Konkurrenz darüber geht, wessen Version der Vergangenheit (...) in der Gegenwart offiziell vertreten wird.“⁰⁹ Wessen Werte ein Denkmal zum Ausdruck bringen soll, wer durch dieses Medium spricht und mit welchem Recht, welcher Absicht und welcher Botschaft, sind also Fragen, die im Zentrum der denkmalwissenschaftlichen Forschung stehen.

Dass Denkmäler ein besonders starkes Konfliktpotenzial bergen, ja sogar den Anlass für Gewalt sein können, erklärt sich vor allem durch ihre legitimierende Wirkung, durch die Wahrnehmung der „moralische[n] und gesetzliche[n] Rechte, die sich aus der von ihnen behaupteten Version der Vergangenheit ergeben“.¹⁰ Denn diese Objekte spiegeln Wertesysteme und Machtverhältnisse nicht nur wider, sondern können sie auch reproduzieren, verfestigen, normalisieren, naturalisieren, selbstverständlich machen – manchmal so selbstverständlich, dass die gegenwärtigen Praktiken und Politiken, die dahinterstehen, unsichtbar werden. Dies ist es, was im berühmten Aufsatz zu „Denkmale“ des Schriftstellers Robert Musil auf besonders subtiler Weise Ausdruck findet: „Das Auffallendste an Denkmälern“, schreibt er 1932, „ist daß man sie nicht bemerkt. Es gibt nichts auf der Welt, was so un-

sichtbar wäre wie Denkmäler.“¹¹ Als Erklärung dafür bietet er folgende Beobachtung an: „Alles, was die Wände unseres Lebens bildet, sozusagen die Kulisse unseres Bewußtseins, verliert die Fähigkeit, in diesem Bewußtsein eine Rolle zu spielen.“¹² Die Feststellung erscheint vielleicht banal, in ihr verbirgt sich aber eine tiefere Wahrheit, die durchaus folgenreich ist. Von dieser „Kulisse unseres Bewußtseins“, von ihren Konturen und Grenzen wird alles un- oder unterbewusst geformt, geprägt und gesteuert, was sich in unserem Bewusstsein abspielt, sprich unsere Denk- und Verhaltensmuster. Und das ist ein Problem: Die Werte, die einem Denkmal zugeschrieben werden, werden wiederum durch die Wirkung des Denkmals – durch seine naturalisierte und naturalisierende, seine legitimierte und legitimierende Wirkung – systemimmanent und strukturell.

WENN DENKMÄLER SICHTBAR WERDEN

Das alles kann Jahrzehnte, gar Jahrhunderte so bleiben, bis etwas passiert, das den herrschenden Konsens und das etablierte Wertesystem – die Selbstverständlichkeiten – infrage stellt und das Denkmal wieder sichtbar macht – wie jetzt. Die unmittelbaren Auslöser dieser Entwicklung sind verschiedene. In den USA rückten bereits vor dem Mord an George Floyd der Anschlag eines Neonazis auf antirassistische Demonstrierende in Charlottesville 2017 und das Massaker an neun Besuchern eines Gottesdienstes in einer afro-amerikanischen Gemeinde in Charleston 2017 die Denkmäler und Symbole der Konföderierten in diesen und anderen Orten ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit. In Großbritannien hingegen reichen die Bemühungen von Gruppen wie Countering Colston, eine breitere Diskussion um das Standbild des Sklavenhändlers zu fördern und öffentliches Interesse für die Entwicklung einer Strategie für den Umgang mit diesem Denkmal zu erwecken, bis in die 1990er Jahre zurück.¹³ Eine ähnlich lange Geschichte haben die Bestrebungen von AktivistInnen in Berlin, Straßennahmen im sogenannten Afrikanischen Vier-

¹¹ Robert Musil, *Denkmale*, in: ders., *Nachlaß zu Lebzeiten*, Zürich 1936, S. 1.

¹² Ebd.

¹³ Vgl. Countering Colston – Campaign to Decolonise Bristol, <https://counteringcolston.wordpress.com>.

⁰⁹ Harrison (Anm. 1), S. 8.

¹⁰ Ebd.

tel vom Berliner Senat und der Stadtverwaltung ändern zu lassen.¹⁴ Dass all diese Denkmäler, die bisher für nur bestimmte Gruppen in der Gesellschaft „sichtbar“ waren, auf einmal im Bewusstsein und der Wahrnehmung aller präsent sind, macht deutlich, dass wir an einem Wendepunkt angekommen sind.

Die Erklärung dafür, warum dieser Punkt ausgerechnet jetzt und nicht früher erreicht worden ist, wird die Wissenschaft noch jahrelang beschäftigen. Eindeutig ist, dass Denkmäler wie die Colston-Statue in Bristol oder die Figur des Konföderierten-Generals Robert E. Lee, die im Fokus der gewalttätigen Auseinandersetzungen in Charleston stand, als Symbole und Manifestationen eines nicht mehr selbstverständlichen Wertesystems verstanden werden und aus genau diesem Grund zu Objekten des Streits geworden sind. Gerade dieses Umstritten-Sein macht noch mal die wesentliche Funktion des Denkmals in der Gesellschaft deutlich, nämlich als Medium für das Führen von Diskursen über Werte, als Orte, wo Menschen im wortwörtlichen Sinne zusammenkommen können, um an gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen teilzunehmen. So gesehen sollten sie also vielleicht doch nicht ohne Weiteres zerstört oder entfernt werden, sondern stehen bleiben und bewahrt werden. Und dies nicht etwa deswegen, weil, wie Musil schreibt, man so eine *persona non grata* „gleichsam mit einem Gedenkstein um den Hals ins Meer des Vergessens [stürzen] kann“¹⁵ (ein Bild, das stark, wenn auch nur zufällig an die Behandlung der Colston-Statue durch Demonstrierende im Sommer 2020 erinnert). Im Gegenteil: Ein Denkmal sollte stehen bleiben, weil es erst recht durch die Beseitigung unsichtbar wird und auch nicht nach dem Verebben des „Meeres des Vergessens“ wieder zum Vorschein kommen kann.

Dies kann keiner der Konfliktparteien wirklich zum Vorteil gereichen. GegnerInnen der Beseitigung von Denkmälern wollen Denkmäler stehen lassen, aus Angst vor der „Ausradierung“ oder „Umschreibung unserer Geschichte“¹⁶ sowie der „Zerstörung unseres kulturellen

Erbes“.¹⁷ Diese Logik ist falsch: Das Geschehene kann man nicht ungeschehen machen, vergessen machen lässt es sich mit derart einfachen Mitteln auch nicht. Geschichte umschreiben hingegen kann man und sollte man auch: Geschichtsschreibung ist stets in Bewegung, Geschichte wird stets überarbeitet und neu ausgelegt.¹⁸ Dieses Argument bringt Brusius mit Bezug auf den Colston-Streit auf den Punkt: „Selbstverständlich wollen wir Geschichte neu schreiben, das bringt ja der Beruf quasi so mit sich, dass man immer wieder versucht, Lücken zu schließen.“¹⁹ Dies ist es auch, was die BefürworterInnen einer Beseitigung fordern, nämlich Ergänzung und Vervollständigung unseres Bildes von der Vergangenheit, das von Denkmälern, wie sie jetzt noch stehen, nur teilweise, sehr voreingenommen und oft schlichtweg falsch dargestellt wird. Weit davon entfernt, das kulturelle Erbe zerstören zu wollen, arbeiten sie also daran, die Voraussetzungen für die Entstehung eines Erbes an diesen Stätten zu schaffen, und das zum ersten Mal. Denn zumindest die Konföderierten-Denkmäler waren noch nie „unser kulturelles Erbe“, sie waren nie Produkt eines Aushandlungsprozesses unter den Mitgliedern der Gesellschaft, sondern gezielte Propaganda von Interessensgruppen. Viele WissenschaftlerInnen haben darauf hingewiesen: „Der Zweck ihrer Aufstellung bestand darin, die afroamerikanische Bevölkerung einzuschüchtern und (...) das Ende der Rassentrennung zu verhindern“.²⁰ In der Tat gab es zwei historische Momente, in denen die Aufstellung solcher Denkmäler und anderer Symbole besondere Höhepunkte erreichte: in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, als die sogenannten Jim-Crow-Gesetze erlassen wurden, auf der die „Rassentrennung“ beruhte, und in den 1950er und 1960er Jahre, als die Bürgerrechtsbewegung erste Etappensiege feierte.

¹⁴ Vgl. Susanne Förster et al., Negotiating German Colonial Heritage in Berlin's Afrikanisches Viertel, in: International Journal of Heritage Studies 7/2016, S. 515–529.

¹⁵ Musil (Anm. 11), S. 3.

¹⁶ Vgl. David Graham, Where Will the Removal of Confederate Monuments Stop?, 28. 6. 2017, www.theatlantic.com/politics/archive/2017/06/where-will-the-removal-of-confederate-monuments-stop/532125.

¹⁷ Karen Burgard/Michael Boucher, The Special Responsibility of Public Spaces to Dismantle White Supremacist Historical Narratives, in: Angela Labrador/Neil Asher Silberman (Hrsg.), The Oxford Handbook of Public History Theory and Practice, Oxford 2018, S. 239–257, hier S. 246.

¹⁸ Vgl. Tom Ravenscroft, The Long-Overdue Removal of Colston's Statue is Now Part of Bristol's History, 10. 6. 2020, www.dezeen.com/2020/06/10/the-long-overdue-removal-of-colstons-statue-is-now-part-of-brisstols-history.

¹⁹ Hondl (Anm. 5).

²⁰ Burgard/Boucher (Anm. 17), S. 246.

ern konnte.²¹ In diesem Sinne veranschaulichen diese Standbilder, Gedenktafeln und Ähnliches in besonders markanter Weise, was Riegl über gewollte und gewordene Denkmäler festhielt: „[I]m ersteren Falle wird uns der Erinnerungswert von anderen (den einstigen Urhebern) oktroyiert, im letzteren wird er durch uns selbst bestimmt“.²²

Aus diesem Grund möchte ich den BefürworterInnen einer Beseitigung dringend empfehlen, ihre Position zu überdenken. Hier besteht die Chance, ein echtes Erbe im modernen Sinne entstehen zu lassen, ein Erbe, das seine unentbehrliche gesellschaftliche Funktion erfüllen und eine anhaltende Wirkung entfalten kann. Denn wenn es stimmt, dass „es mehr als der Entfernung eines Standbilds bedarf, um Whiteness aus seiner Herrschaftsposition zu rücken“,²³ so stimmt auch: „Wenn du an den Standbildern rüttelst, geraten auch die Strukturen ins Wanken“.²⁴ Gerade als Griffflächen für ein solches Rütteln sind Denkmäler gut – vorausgesetzt, sie sind noch da.

EINEN STREIT WERT

Damit sind wir bei dem wichtigsten denkmaltheoretischen Punkt, den ich hier in die Diskussion einführen möchte: Zu den wesentlichen Werten eines Denkmals für die Gesellschaft gehört neben seinem künstlerischen und historischen Wert auch sein sogenannter Streitwert. Der Begriff des Streitwerts wurde gegen Ende der 2000er Jahre von der Denkmalwissenschaftlerin Gabi Dolff-Bonekämper geprägt und hat sich als äußerst fruchtbar erwiesen.²⁵ Dolff-Bonekämper schreibt 2010: „Ein umstrittenes Denkmal – also ein des Streitens wertiges Denkmal“ könne wichtig sein, und dies „nicht obwohl, sondern gerade weil es Streit auf sich zieht“ – sprich weil es dynamische Prozesse der Aushandlung von Werten und ak-

tive Auseinandersetzungen mit der Bedeutung der Vergangenheit in der Gegenwart fordere und fördere.

„Streit durchzieht alle gesellschaftlichen Inwertsetzungs-Vorgänge. (...) Denn über jeden Wert kann gestritten werden. (...) Das Streiten, das offenbar jeder Denkmalwerdung inhärent ist, sehe ich (...) als kulturell produktive, in der Sache wie in der Gesellschaft weiterführende Tätigkeit.“²⁶ Wenn der Wert und die Bedeutung des Denkmals niemals endgültig feststehe, sondern sich mit der Zeit und der Perspektive des Betrachters kontinuierlich ändere, „kann auch das Streiten über das Denkmal immer wieder neu erforderlich sein. Gewissheiten können erschüttert werden, die neuerliche Betrachtung des Denkmals kann ganz andere Schlüsse und Erklärungen erbringen. *Vorausgesetzt, es ist noch da.* Die Unabschließbarkeit der Deutungsvorgänge macht also die Denkmalsubstanz umso wertvoller, denn sie enthält Antworten auf Fragen, die bislang noch keiner gestellt hat.“²⁷

Auf die Frage des heutigen Umgangs mit den umstrittenen Denkmälern des Kolonialismus übertragen, heißt dies, diese Objekte zu bewahren und intakt zu halten, sowohl in ihrer materiellen Beschaffenheit als auch in ihren räumlichen Zusammenhängen. Denn letztendlich sei das, was „den Denkmalen tatsächlich eigen ist“, allein „ihre Form, ihre Substanz und ihr Ort in Raum und Zeit“; sämtliche andere ihrer Qualitäten entstehen und bestehen ausschließlich in den Köpfen der Menschen. Aus diesem Grund, fasst Dolff-Bonekämper zusammen, „haben wir Denkmalpfleger und Denkmalpflegerinnen (...) zwar eine kritische Beziehung zur Bedeutung der Denkmale, aber ein affirmatives Verhältnis zu ihrer Substanz“.²⁸

Dies bedeutet natürlich nicht, dass Statuen und Straßennamen, die den Gedanken des Kolonialismus verherrlichen und Strukturen der Diskriminierung reproduzieren, einfach so belassen werden sollten, wie sie sind. Vielmehr müssen sie in ihren historischen Kontext eingeordnet werden. Ihre Geschichte muss vervollständigt und nuanciert werden, dieses Wissen aktiv vermittelt und die Bedeutung der kolonialen Vergangenheit für uns in der Gegenwart gemeinsam disku-

²¹ Vgl. Booth Gunther/Southern Poverty Law Center (Hrsg.), *Whose Heritage? Public Symbols of the Confederacy*, Montgomery 2016, S. 11.

²² Riegl (Anm. 4), S. 149.

²³ Burgard/Boucher (Anm. 17), S. 245.

²⁴ Joanna Burch-Brown, Mitglied der 2020 vom Bristoler Bürgermeister ins Leben gerufenen History Commission, Aussage auf der Online-Buchpräsentation *Contesting Histories*, 11.2.2021.

²⁵ Gabi Dolff-Bonekämper, *Gegenwartswerte. Für eine Erneuerung von Alois Riegls Denkmalwerttheorie*, in: Hans-Rudolf Meier/Ingrid Scheurmann (Hrsg.), *Denkmalwerte. Beiträge zur Theorie und Aktualität der Denkmalpflege*, München 2010, S. 27–40.

²⁶ Ebd., S. 37.

²⁷ Ebd., S. 39.

²⁸ Ebd.

tiert werden. Gerade hier kann die Denkmalwissenschaft als Geschichts- und Kulturwissenschaft eine wichtige Rolle spielen. Darüber hinaus kann sie als gestaltendes Fach zur Entwicklung von Vermittlungs- und Präsentationsstrategien beitragen, die auf kreative Art und Weise die „oktroierten“ Botschaften von „gewollten Denkmälern“ infrage stellen, ohne sie zu beschädigen oder zu zerstören und ohne ihre historische Zeugniskraft zu beeinträchtigen oder dem freien Spiel gegenwärtiger und zukünftiger Deutungsvorgänge Grenzen zu setzen.

Kontextualisierung und künstlerische Aufarbeitung sind es übrigens auch, wofür die meisten Aktivistengruppen, die koloniale Denkmäler als Fokus und Ausgangspunkt für ihren politischen Protest nehmen, sich einsetzen – neben Countering Colston in Großbritannien²⁹ zum Beispiel auch Decolonize Berlin in der deutschen Hauptstadt. Letztere wurde 2019 zur Koordinierungsstelle für die Entwicklung des „gesamstädtischen Aufarbeitungs- und Erinnerungskonzepts zur Geschichte und den Folgen des Kolonialismus in Berlin“ benannt, das im August jenes Jahres vom Berliner Abgeordnetenhaus beschlossen wurde und bis Ende 2021 vorgelegt werden soll.³⁰ Im bereits veröffentlichten Zwischenbericht der Koordinierungsstelle wird die „Begleitende Kommentierung von Denkmälern und Orten mit kolonialem Bezug“ nachdrücklich empfohlen, Beseitigungen oder substanzielle Änderungen an diesen Objekten hingegen werden nicht gefordert.³¹ In ihrer Auffassungen zum Umgang mit ihnen liegen also AktivistInnen und DenkmalpflegerInnen oft bereits nah beieinander.

Für die Ausarbeitung von „profunde[n], wissenschaftlich erarbeitete[n], abgestimmte[n] und ausgewogene[n]“ Erläuterungen von Denkmälern allerdings, wie vom Denkmalamt in Bremen für die Bismarck-Statue in jener Stadt empfohlen wird,³² dürfte manchen DiskursteilnehmerInnen das Durchhaltevermögen fehlen. Denn die notwendigen politischen Aushandlungsprozesse

sind oft sehr langsam, zäh und träge – und dies nicht zuletzt deswegen, weil sich viele umstrittene historische Persönlichkeiten bei genauerer Betrachtung als ambivalente Figuren zeigen: Neben Bismarck, Colston oder Cecil Rhodes stehen inzwischen auch Thomas Jefferson, George Washington, Winston Churchill und viele andere wegen rassistischer Einstellungen in der Kritik. Auch hier sind DenkmalwissenschaftlerInnen gefragt, und zwar „als Konsens oder zumindest Kommunikation organisierende Moderatoren“³³ mit viel Erfahrung sowohl beim Treffen von schwierigen Entscheidungen – man kann nicht alles bewahren – als auch im Umgang mit Komplexität, Widerspruch und unbequemen historischen Wahrheiten. „Es ist möglich, die Beiträge von Menschen zu würdigen und gleichzeitig ihre Schwächen anzuerkennen“, meint die Historikerin Annette Gordon-Reed.³⁴ Auf die Frage „Wo hört es auf?“ müssen wir gemeinsam Antworten finden, und dies im offenen Dialog sowie auf Basis von vollständigem Wissen um die historischen Umstände. Dies wiederum könnte zu einer Aufweichung der derzeit oft kompromisslosen Haltungen im Streit um das Erbe des Kolonialismus und zu mehr Bereitschaft zum gegenseitigen Verständnis führen.

Der Erfolg solcher Aushandlungs- und Annäherungsprozesse setzt indes voraus, dass im Ringen um die Deutungshoheit gleiche Wettbewerbsbedingungen herrschen und alle Teilnehmer in gutem Glauben handeln. Leider ist dies nicht immer der Fall: Allzu oft sind Machtverhältnisse weiterhin durch eine Schieflage zugunsten politisch einflussreicher Interessengruppen charakterisiert. Vielfach haben die Kräfte, die den Status quo aufrechterhalten, wenig mit Demokratie zu tun. Es handelt sich eher um Machtausübung durch das Establishment, das sich dazu auch der Instrumente seiner Macht, das heißt der Gesetze – inklusive Denkmalschutzgesetze – bedient, um das öffentliche Infragestellen von kolonialen Denkmälern zu verhindern.³⁵ Mit Dolff-Bonekämper möchte ich argumentieren: Es ist und darf nicht der Sinn dieser Gesetze sein – zu-

29 Vgl. Countering Colston, What Do we Want?, <https://counteringcolston.wordpress.com/what-do-we-want>.

30 Vgl. Decolonize Berlin, Koordinierungsstelle, <https://decolonize-berlin.de/de/koordinierungsstelle>.

31 Adel Oworu/Decolonize Berlin (Hrsg.), Gesamtstädtisches Aufarbeitungskonzept der kolonialen Vergangenheit Berlins. Zwischenbericht 2020, Berlin 2020, S. 31.

32 Lukas Scharfenberger, Erst sanieren, dann reden, 5.9.2020, <https://taz.de/Erst-sanieren-dann-reden!/5709420>.

33 Dolff-Bonekämper (Anm. 25), S. 34.

34 Graham (Anm. 16).

35 Vgl. Southern Poverty Law Center, A Closer Look: Laws in Seven States Protect Confederate Monuments, 1.2.2019, www.splcenter.org/20190201/whose-heritage-public-symbols-confederacy#state-laws.

mindest nicht in modernen Demokratien – die Machtposition von einzelnen Gruppen in der Gesellschaft zu sichern. Vielmehr geht es darum, der ständigen Reflektion, der Weiterentwicklung und wo nötig der Neuauslegung und Anpassung des Denkmalsbegriffs einen geordneten Rahmen zu geben.³⁶ Insofern müssen die Angriffe auf koloniale Denkmäler und die zerstörerischen Interventionen mancher AktivistInnen-Gruppen vor allem als Ausdruck der Frustration über das Versagen von demokratischen Prozessen verstanden werden, und nicht etwa als Beispiele für gelebte Direktdemokratie.

ZUSAMMENFASSUNG

Aus Sicht der Denkmalwissenschaften sind historische Kontextualisierung und zerstörungsfreie künstlerische Aufarbeitung für den Umgang mit Denkmälern des Kolonialismus die Optionen erster Wahl. Am besten soll dies auch an Ort und Stelle erfolgen, das heißt nur in Ausnahmefällen im Skulpturenpark oder im Museum. Zwar bieten museale Einrichtungen ideale Bedingungen für die Vermittlung von Kultur und Geschichte, wie die Denkmalpflegerin und Architekturhistorikerin Daniela Spiegel zu Recht betont, stellen aber letztendlich geschlossene Räume dar, in denen Diskussionen über koloniales Erbe nicht mehr in der Öffentlichkeit geführt werden.³⁷ Mit einer Überführung ins Museum wird ein Denkmal zudem endgültig aus seinem Kontext entfernt, und ein Teil der Zeugnis- und Aussagekraft des Denkmals geht verloren, was kaum mehr durch kontextualisierende Texte kompensiert werden kann. Es sei der öffentliche Raum als integrales Ganzes, der das größte Potenzial biete, „um am vorherrschenden Geschichtsbewusstsein zu rütteln und Denkanstöße für Dekolonisierungsprozesse zu geben“, argu-

mentiert die Historikerin Bebero Lehmann im Zwischenbericht der Koordinierungsstelle für das Gesamtstädtische Aufarbeitungskonzept der kolonialen Vergangenheit Berlins.³⁸ In einer durch Kolonialismus geprägten und von diesem Erbe durchdrungenen Stadt wie Bristol zum Beispiel sollten Denkmäler als Orientierungspunkte in einer breiteren urbanen Topografie von aktiver Erinnerungsarbeit fungieren. Vor allem wird es wichtig sein, Kolonialismus nicht als museales, sprich rein historisches Phänomen zu präsentieren – als etwas, das der Vergangenheit bereits angehört –, sondern als gegenwärtige und auch in den Räumen des täglichen Lebens zu erlebende Realität. „Es gibt viele Möglichkeiten, unserer Geschichte zu gedenken, ohne diejenigen zu verherrlichen, die auf der falschen Seite der Geschichte standen“, schreibt der „dezeen“-Redakteur und gebürtige Bristoler Tom Ravenscroft.³⁹ Ebenso können und sollten unsere Antworten auf die Frage nach dem angemessenen Umgang mit kolonialen Denkmälern vielfältig und heterogen sein. Viele können in Museen überführt werden, andere mit Begleittexten versehen und wieder andere zu Stätten künstlerischer Interpretation gemacht werden. Auch dies ist übrigens ein Kernprinzip der Denkmalwissenschaft: Es darf keine Pauschalregeln geben, man entscheidet von Fall zu Fall. Vor allem sollte keine Lösung als endgültig betrachtet werden, die Aushandlungsprozesse müssen dynamisch, die Deutungsvorgänge unabgeschlossen bleiben. Nur so können wir garantieren, dass das Erbe der Vergangenheit weiterhin als nützliche und konstruktive Kraft zur positiven gesellschaftlichen Veränderung fungieren kann – in dem Bewusstsein, dass Veränderungen immer notwendig und Verbesserungen immer möglich sein werden.

36 Gabi Dolff-Bonekämper, Zur Streitseite der Denkmale, 16.5.2002, www.dolff-bonekaemper.de/denkmale-p-1.html.

37 Vgl. Daniela Spiegel, Volkszorn und Denkmalpflege: Überlegungen im Kontext der Black Lives Matter-Protteste im Sommer 2020, Vortrag auf der Online-Ringvorlesung „Kulturerbe: Emotionen und Bedeutungen“ der Universität Heidelberg, 14.6.2021; dies., Volkszorn und Denkmalstürze. Überlegungen im Kontext der Black-Lives-Matter-Ereignisse im Jahr 2020, in: Stephanie Herold/Gerhard Vinken (Hrsg.), Denkmal:Emotion. Mobilisierung – Bindung – Verführung, Holzminden 2021 (i.E.).

38 Bebero Lehmann, Neue Erinnerungsorte im öffentlichen Raum, in: Oworu/Decolonize Berlin (Anm. 31), S. 32–35, hier S. 35.

39 Ravenscroft (Anm. 18).

JOHANNA BLOKKER

studierte Kunst- und Architekturgeschichte in Montreal, Toronto und New York und hat den Lehrstuhl Denkmalpflege an der Brandenburgischen Technischen Universität in Cottbus inne.

johanna.blokker@b-tu.de

VERWOBENE GESCHICHTEN – GETEILTE ERINNERUNGEN

*Iman Attia · Olga Gerstenberger · Diane Izabiliza · Ozan Zakariya Keskinkılıç ·
Iris Rajanayagam · Isidora Randjelović*

„Verwobene Geschichte(n)“ ist ein Gemeinschaftsprojekt,⁰¹ das an Erinnerungen anknüpft, die wir – politisch engagierte Wissenschaftler*innen mit Rassismuserfahrungen – in der erinnerungskulturellen Landschaft Deutschlands vermissen. Das Projekt macht kollektive Erinnerungen sicht- und hörbar, die in der hegemonialen Forschung, Bildung, Kultur und Politik entweder gar nicht vorkommen oder aber in einer Weise erforscht, erzählt, ausgestellt und gelehrt werden, die einer erneuten Rassisierung,⁰² stereotypisierenden, instrumentalisierenden, viktimisierenden, ein- und ausschließenden Missrepräsentationen bis hin zur aktiven Auslöschung und Entinnerung⁰³ gleichkommt. Die verwobenen Geschichten stellen globalhistorische, verflechtungsgeschichtliche Bezüge her,⁰⁴ die in nationaler Geschichtsschreibung ausgespart bleiben,⁰⁵ trivialisiert⁰⁶ oder als Migrationsgeschichten⁰⁷ von der „eigentlichen“ deutschen Geschichte abgetrennt werden, um sie über den Umweg ihrer Exotisierung und Externalisierung als fremde Geschichten neu einzuführen. Demgegenüber verbindet unser Praxisforschungsprojekt Geschichtsbezüge, Narrative und Erinnerungen marginalisierter Communities mit deutscher Geschichte einerseits und miteinander andererseits.

ERINNERN AN WIDERSTAND UND SOLIDARITÄT

„Verwobene Geschichte(n)“ bringt marginalisierte Geschichte(n) und Erinnerungen miteinander ins Gespräch, sodass das Verbindende und das Trennende, die gemeinsame und die vielen spezifischen Erfahrungen mit rassistischer Gewalt aus der Perspektive des Widerstands sichtbar werden. Die Unterscheidung in „Rassen“, Religionen und Kulturen hält den fluiden, vielschichtigen und hybriden Identifizierungen nicht stand und hat doch reale Folgen. Die Rassismen werden

im Zuge ihrer Konstruktion und Durchsetzung materialisiert, strukturieren Gesellschaften, normieren Wissen, bilden Subjekte. Sie wirken in die Gegenwart hinein und bringen neue Formen von Rassismus und Widerstand hervor. Sie sind als soziale und historische Bedingungen wirkmächtig und bilden in vielfach widersprüchlichen und ambivalenten Weisen und in Intersektion mit anderen Verhältnissen Identitäten, Communities, Gesellschaften und Kulturen. Der Widerstand gegen Rassismus formiert sich in Auseinandersetzung mit ihm. Er folgt der Konstruktion und antwortet (strategisch) essentialistisch, er begegnet der rassistischen Hierarchisierung mit solidarischen, grenzüberschreitenden Allianzen, er setzt den unterkomplexen Stereotypisierungen interrelationale Verbindungen, globalhistorische Verflechtungen und intersektionale Perspektivierungen entgegen. „Verwobene Geschichte(n)“ spürt jene Antworten auf Rassismen auf, die ihnen effektiv begegnen, ohne in ihrer Logik des Teilens/Hierarchisierens und Herrschens/Beherrschens gefangen zu bleiben.

Anstatt Rassismen in ihrer Gewalttätigkeit und ihrem Verletzungspotenzial erneut Raum zu geben, setzen wir die Kenntnis seiner Existenz und ihrer Wirkungsweise voraus. Im Unterschied zu Erinnerungsarbeit, die (Mit-)Täter*innen und ihre Nachkommen sowie die Profiteure rassistischen Unrechts wachrütteln und aufklären will und vor der Rückkehr rassistischer Gewalt warnt („Nie wieder!“), liegt unser Fokus auf der kulturellen und narrativen Dokumentation und Entfaltung widerständiger Praktiken gegen die verschiedenen Formen und Ausmaße von Rassismus mitsamt seinen anhaltenden Nachwirkungen und fortwährenden Kontinuitäten. Ohne die Verletzungen und den Schmerz immer wieder neu zu entfachen, aufrechtzuerhalten und sich davon paralysieren zu lassen, zielen „Verwobene Geschichte(n)“ auf die Handlungsfähigkeit ras-

sierter Personen und Communities. Wir rufen aus der Perspektive des Widerstands gegen rassistisches Unrecht seine genozidale Gewalt und die alltäglichen Mikroaggressionen implizit in Erinnerung, ohne uns daran aufzuhalten. Vielmehr explizieren wir das Wissen, die Erzählungen und die Praktiken rassierter Personen und nehmen ihre Handlungsmacht, Solidarität und Heilungspotenziale in den Blick. Da Rassismus nachwirkt und anhält, geht es uns nicht darum, die Vergangenheit als Mahnung in all ihren Grausamkeiten in Erinnerung zu halten. Vielmehr dient uns die Erinnerung als Fundus an Handlungsoptionen, die in unterschiedlichen gesellschaftlichen Konstellationen der rassistischen Gewalt durch Kreativität, Menschlichkeit und Überleben widerstanden haben. Erinnerung dient uns auch als Grundlage, um zu verstehen, wie rassisierte Subjekte und Communities sowie aktuelles Unrecht, institutioneller Rassismus und gesellschaftliche Machtverhältnisse geworden sind, sodass wir uns anerkennen und unser Wissen und unsere Kulturen wertschätzen.

„Verwobene Geschichte(n)“ versucht, der rassisierenden Differenzierung und Hierarchisierung zu widerstehen, die nicht nur zwischen dem *weißen*, christlich-/säkularen Westen und dem Rest gezogen wird, sondern auch zwischen den rassisierten Gruppen und den historischen Ereignissen, in denen Rassismen zwar interrelational, aber spezifisch gegen verschiedene Gruppen gewaltsam durchgesetzt wurden. Rassismen in Relation zueinander zu denken, läuft dann Ge-

fahr, Unvergleichliches zu vergleichen, wenn der Vergleich darauf zielt, die Ordnung und die Hierarchie des rassistischen Denkens nachvollziehen und aus dieser Logik heraus Empathie und Wiedergutmachung proportional zur Gewalt zu verteilen. Die enge Anbindung an die Logik von „Rassen“-Hierarchien wiederholt ihre Gewalt und vermag es nicht, die Täter*innenperspektive zu verlassen. Es liegt ihr keine emanzipatorische Kraft inne. Sie bringt erneut ihre Opfer zum Schweigen, macht sie als Opfer handlungsunfähig und als Subjekte unsichtbar, abhängig von der Einsicht, der Reue und der Gnade der (Mit-)Täter*innen.

Demgegenüber interessieren wir uns für solidarisches und relationales Erinnern und Gedenken, um die aus dem hegemonialen Gedächtnis gelöschten Narrative und Perspektiven auf Geschichte sichtbar zu machen und zu würdigen, ihre Potenziale in der Vergangenheit zu erkennen und in der Gegenwart zu nutzen. Das Entinnern⁰⁸ lässt nicht nur einige Perspektiven aus, sondern verdrängt sie aus dem öffentlichen Raum, spricht ihnen Wahrheit und Relevanz ab, deutet sie zu hegemonialen (politischen, pädagogischen, kulturellen) Zwecken um. Die Neu-Erzählung⁰⁹ von Geschichte aus marginalisierten Perspektiven geht kontrapunktisch¹⁰ vor, ihre Narrative ergänzen nicht bloß das nationale Narrativ, sondern provinzialisieren¹¹ und korrigieren es. Kontrapunktische Neu-Erzählungen setzen in Relation, was im Rassismus getrennt wird, und bringen zum Vorschein, was darin auszulöschen versucht wurde. Rassismus als globalhistorische Beziehungsgeschichte aus widerständigen Perspektiven zu erzählen, verbindet die Welt räumlich und zeitlich miteinander und fordert hegemoniale Perspektiven heraus.

LEERSTELLEN, LÜCKEN, SACKGASSEN

Erinnerungen rassierter Communities weisen Gemeinsamkeiten mit und Unterschiede zu hegemonialen Narrativen auf. Gemeinsam ist dem

01 Das Praxisforschungsprojekt wurde unter den Kurztiteln „Erinnerungsorte“ (2014–2016) und „Passkontrolle!“ (2017–2019) vom Institut für angewandte Forschung gefördert. Auf Grundlage der Forschungsergebnisse wurde der Audioguide durch die Berliner Senatsverwaltung für Kultur und Europa finanziert. Die Fertigstellung des Dokumentarfilms wurde durch eine Spende der Lush GmbH ermöglicht.

02 „Rassisierung“ ist ein komplexer Prozess der historischen und sozialen Hervorbringung von „Rassen“.

03 Vgl. Kien Nghi Ha, *Macht(t)raum(a) Berlin. Deutschland als Kolonialgesellschaft*, in: Maureen Maisha Eggers et al. (Hrsg.), *Mythen – Masken – Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*, Münster 2005, S. 105–117.

04 Vgl. Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus*, Frankfurt/M.–New York 2002.

05 Vgl. Stuart Hall, *Rassismus und kulturelle Identität*, Hamburg 1994.

06 Vgl. Aleida Assmann, *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur*, München 2013.

07 Vgl. Jan Motte/Rainer Ohliger (Hrsg.), *Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft*, Essen 2004.

08 Vgl. Ha (Anm. 3).

09 Vgl. Hall (Anm. 5).

10 Vgl. Edward W. Said, *Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht*, Frankfurt/M. 1994.

11 Vgl. Dipesh Chakrabarty, *Europa als Provinz. Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung*, Frankfurt/M.–New York 2000.

historischen Denken und der kulturellen und narrativen Repräsentation vergangener Erfahrungen, dass sie die Gegenwart erklären und die Zukunft entwerfen, dass sie zudem Gemeinschaft stiften und sie handelnd organisieren. Im Unterschied zu hegemonialen Narrativen beziehen sich marginalisierte Narrative nicht nur auf ihre eigene Erinnerung, sondern setzen sich – zwangsläufig – mit hegemonialen und häufig auch mit weiteren marginalisierten Narrativen auseinander. Sie sind aufgrund ihrer Marginalisierung und der Enttarnung ihrer Erfahrungen damit konfrontiert, ihre Erinnerungen ins Verhältnis zu den hegemonialen zu setzen. Dies verbindet verschiedene marginalisierte Erinnerungen ebenso miteinander wie die Notwendigkeit, ihre Geschichte(n) als globalhistorische zu erzählen, um die Konstellationen, in denen ihre Rassisierung wirksam werden konnte, zu verstehen und sich von Auswirkungen und Kontinuitäten – perspektivisch – befreien zu können. Da die Erzähler*innen hegemonialer, nationaler Narrative in der Regel kein Interesse daran haben, die von ihnen ausgehende Gewalt und die darauf beruhenden Privilegien rechtlicher, ökonomischer, materieller, kultureller und emotionaler Art als strukturelle Bedingungen von Gesellschaft in Erinnerung zu halten, archivieren und kanonisieren ihre Konstrukteur*innen nur jene Zeugnisse, die ihren Narrativen den gewünschten Sinn verleihen. Marginalisierte Communities stoßen meist auf Leerstellen, Lücken und Sackgassen, wenn sie Zeugnisse für ihre Erinnerungen in Museen, Archiven und Bibliotheken suchen. Oder aber sie sehen sich mit gewaltvollen Deutungen der gemeinsamen Geschichte konfrontiert, die als sekundärer Rassismus zu erneuten Verletzungen führen. Eigene Archive und Formen des Erinnerns und Weitergebens von Geschichte sind also nötig.

Auch andere marginalisierte Perspektiven auf Geschichte, etwa jene nicht-rassisierter Frauen, Lesben, Schwuler, Trans und Queers beziehen ihr Wissen aus anderen Quellen als aus jenen Archiven, die die politisch Herrschenden, kulturell Dominanten und akademisch Einflussreichen einrichten und deren Bestände sie ihren eigenen Interessen folgend aufbereiten, kanonisieren und verbreiten. Rassisierte Kollektive sind auf narrative und materielle Kulturgüter und Vermittlungsweisen angewiesen, die in den eigenen Communities entwickelt und weitergegeben werden. Mündlich überliefertes Wissen, Fotos von Orten

und Personen, die die Existenz trotz gegenläufiger hegemonialer Narrative belegen, Notizen, Skizzen, Gedichte, Lieder, Anekdoten und andere Dokumente eröffnen Perspektiven auf Geschichte, die den Subjektstatus und die Menschlichkeit rassisierter Personen lebendig werden lassen. Sie korrigieren die Missrepräsentationen politischer Interessenvertretungen, hegemonialer Archive und instrumentalisierender Bildungsprogramme, die jeweils auf ihre Weise rassistische Subjektpositionen auslöschen, objektivieren und viktimisieren.

Gleichwohl stößt die Suche nach Zeugnissen für enttarnete Erinnerungen auf Lücken und Leerstellen, die zwar als solche für sich sprechen, aber dennoch schmerzhaft daran erinnern, dass sie (lange Zeit) aus dem hegemonialen Gedächtnis ausgeschlossen wurden und unerwünscht waren. Damit einhergehende Herausforderungen werden am Beispiel unseres Praxisforschungsprojekts beschrieben.

COMMUNITY-BASIERT UND KOLLABORATIV ARBEITEN

Vor dem Hintergrund der Leerstellen und Lücken sowie Missrepräsentationen und Instrumentalisierungen hegemonialer Erinnerungskultur und -politik ist ein community-basiertes Vorgehen angezeigt. „Verwobene Geschichte(n)“ zielt aber nicht nur darauf, marginalisierte, ausgeblendete, vernachlässigte Geschichte(n) öffentlich zugänglich zu machen, sondern auch, diese mit der hegemonial-zentrierten Geschichte globalhistorisch zu verweben und gleichzeitig mit anderen marginalisierten, ausgeblendeten, vernachlässigten Geschichte(n) als solidarische, gemeinsame, sich überlappende, interrelationale und intersektionale zu erzählen. Einer Verkürzung globalgeschichtlicher Erinnerungen durch zwar marginalisierte, aber dennoch partikuläre Perspektiven auf einzelne historische Ereignisse und Erfahrungen sowie eine einseitige Interpretation in dem Verstehen und Darstellen der geteilten Geschichte(n) versuchten wir zu begegnen, indem wir kollaborativ mit unterschiedlichen Communities forschten und die Präsentation der Ergebnisse konzipierten. Diese Vorgehensweise zielte darauf, spezifische Erinnerungen und Narrative verschiedener Communities sichtbar zu machen sowie Gemeinsamkeiten, Interrelationen und Schnittstellen herauszuarbeiten und die-

se stets in ihrem Bezug zu oder gar als deutsche Geschichte zu erzählen. Auch hiermit waren Herausforderungen verbunden, gleichwohl konnten einige interessante Erfahrungen im Forschungsprozess gemacht und Ergebnisse im Produkt festgehalten werden.

Das kollaborative, community-basierte Vorgehen bestimmte die Arbeitsweise, die Inhalte und die Präsentation der Ergebnisse. Wissenschaftler*innen, politische Bildner*innen und Aktivist*innen wurden zunächst zu einem Workshop eingeladen, um Impulse für die Recherche community-relevanter Orte, Themen und Biografien zu geben und das Potenzial verwobener Geschichten an Fallbeispielen zu diskutieren. Unser Anliegen war es, marginalisierte Perspektiven in der Berliner Stadtgeschichte zusammenzubringen. Nicht die community-spezifische Unterscheidung zwischen Geschichten verschiedener Communities, sondern die verschachtelten, gleichzeitigen, oft ambivalenten und miteinander verknüpften Erinnerungsfäden zum Ausgangspunkt einer Spurensuche zu nehmen, bildete das grundlegende Interesse. Nachdem Orte gefunden waren, die sich für geteilte Erinnerungen und verwobene Geschichten eigneten, nahmen die Recherchen ihren Lauf. Gespräche mit verschiedenen Akteur*innen trugen dazu bei, die Lücken in hegemonialen Archiven zu schließen und die Blickrichtung zu wechseln, sodass jene Aspekte und Thematisierungsweisen im Mittelpunkt stehen, die für rassisierte Perspektiven relevant sind. In Kooperation mit der Akademie des Jüdischen Museums Berlin, Berlin postkolonial, dem RomaniPhen Archiv, Jugendliche ohne Grenzen, International Women's Space und vielen Personen aus unterschiedlichen Communities und mit verschiedenen fachlichen Kompetenzen entstanden über die Jahre die Webseite www.verwobenegeschichten.de, ein Audioguide zu „Unfreier Arbeit und Rassismus“, der Film „Die Mauer ist uns auf den Kopf gefallen“ und eine Ausstellung zu „Schule zieht Grenzen – wir ziehen nicht mit!“, die im Folgenden vorgestellt werden.

ERGEBNISSE DES PRAXISFORSCHUNGSPROJEKTS

Die Ergebnisse des community-basierten und kollaborativen Forschungsprozesses können auf der Seite www.verwobenegeschichten.de nachgelesen und zum Teil auch gehört werden. Sie

folgen der klassischen Aufteilung in thematische Cluster, Erinnerungsorte und Biografien, ermöglichen aber auch das eigenständige Navigieren auf der Seite mit Hilfe von Verlinkungen. Dem Projektziel, verwobene Geschichten zu erzählen, verpflichtet, kann jedoch weder deutscher als linearer, nationaler Geschichte gefolgt werden, noch führen Pfade zu linearen Erzählungen der Geschichte einer homogenen Community. Vielmehr werden die Erinnerungen an Rassismuserfahrungen in einer Weise miteinander verwoben, die Überlappungen, Solidaritäten und gemeinsame Kämpfe in den Blick nehmen, ohne die spezifischen Positionen und Kontexte zu vernachlässigen.

Insbesondere die Themencluster verbinden historische Epochen und Ereignisse, die häufig getrennt erforscht, ausgestellt und gelehrt werden. Kolonialismus, Nationalsozialismus und aktuelle Formen von Rassismus weisen jeweils Spezifika auf, die jedoch sowohl innerhalb der Epochen Transformationen erfuhren als auch zwischen den Ereignissen Gemeinsamkeiten und Kontinuitäten aufweisen. Letztere nehmen unsere Themen in den Blick, ohne aber die Unterschiede auszublenden.

Orte werden gerne für erinnerungspolitische Manifestationen genutzt: Wege führen alltäglich an ihnen vorbei, Führungen können Geschichte erlebbar werden lassen, Relevanz wird spezifischen Ereignissen oder Personen verliehen, sie werden gewürdigt, ihrer wird gedacht, sie bleiben in Erinnerung, um sie ranken sich Geschichten, mit ihrer Hilfe wird Geschichte perspektiviert. Namen von Straßen und Plätzen sind daher umkämpft, aus verschiedenen marginalisierten Perspektiven wird seit Jahrzehnten eingefordert, dass nicht nur *weißen*, deutschen Männern in machtvollen Positionen gedacht wird und diese nicht als Helden präsentiert werden, wenn sie Verbrechen begangen haben. In verschiedenen deutschen Städten führen Initiativen zähe Kämpfe und Überzeugungsarbeit, um im öffentlichen Raum Widerstandskämpfer*innen zu würdigen, die sich gegen verschiedene Formen von Rassismus einsetzten. Einige der unter den Biografien vorgestellten Menschen sind inzwischen Namensgeber*innen von Straßen und Plätzen, andere erhielten Gedenktafeln an Orten, an denen sie gelebt oder gegen rassistisches Unrecht gekämpft haben.

Die Vorstellung von Menschen, die in unterschiedlichen historischen Konstellationen gegen

Rassismus gekämpft haben und hierzu Wissen, Kreativität, Durchhaltevermögen und solidarische Unterstützung durch Communities erfahren haben, haben Vorbildcharakter, der dazu einlädt, sich selbst zu engagieren.

Unfreie Arbeit und Rassismus

Ein Audioguide verbindet an neun Stationen historische Epochen und Ereignisse mit persönlichen Schicksalen. Die Tour führt zu Orten, die die Einbindung der Stadt Berlin in rassistisch gerechtfertigten Zwang zur Arbeit deutlich macht. An einigen Orten erinnern – häufig erst nach langen Verhandlungen und mühsamen Kämpfen der Überlebenden und ihrer Communities – Gedenktafeln oder Straßennamen an die Verbrechen der Vergangenheit und den Widerstand dagegen. An einigen Orten deutet weiterhin nichts auf die Verstrickung Berlins in koloniales und nationalsozialistisches Unrecht hin.

Die Tour beginnt an einem Relief, auf dem Berlins Beteiligung an der Plantagensklaverei deutlich wird, führt über einige Stationen, an denen der deutsche Kolonialismus in seinen verschiedenen Facetten thematisiert wird, gefolgt von Stationen zur nationalsozialistischen Zwangsarbeit bis hin zu Kontinuitäten am Beispiel eines Unternehmens und der Umbenennung einer Straße. Die historischen Ereignisse werden jeweils aus den Perspektiven der rassistierten Communities erzählt. Afrikaner*innen, Juden und Jüd*innen, Sinti*innen und Rom*innen, Pol*innen, Ukrainer*innen, Belarus*innen und Russ*innen verbindet die deutsche Geschichte des rassistisch begründeten Zwangs zur Arbeit. Kontinuitäten und Folgen sind bis in die Gegenwart hinein wirksam. Die Tour vergleicht ihre Erfahrungen nicht miteinander, gleichwohl werden die Gemeinsamkeiten und Kontinuitäten sowie die jeweils spezifischen historischen Umstände deutlich, in denen rassistierte Menschen zu Arbeit unter unmenschlichen Bedingungen gezwungen wurden. Widerständige Praktiken und konkrete Personen lassen die Erinnerung an vergangenes Unrecht lebendig werden, ohne in Ohnmacht zu verharren oder die Gegenwart davon abzutrennen.

Die Mauer ist uns auf den Kopf gefallen

Der Dokumentarfilm zeigt die Perspektiven von fünf rassistierten Feministinnen auf den Mauerfall. Sie erzählen in Einzel- und Gruppengesprächen,

wie sie den Mauerfall erlebten. Sie analysieren die politischen Verhältnisse und sprechen über ihre persönlichen Lebenssituationen als politische und gesellschaftliche. Sie brechen mit dem Narrativ einer glücklichen und geglückten Wiedervereinigung und halten ihm die Pogrome gegen rassistierte Personen entgegen. Die Anschläge auf Unterkünfte von Geflüchteten, die diskursive Gewalt und die täglichen Angriffe und Anfeindungen sind ihnen noch gut in Erinnerung. Die Protagonistinnen des Dokumentarfilms ziehen Parallelen zu den rassistisch aufgeladenen Debatten über Geflüchtete, die im Sommer 2015 geführt wurden. Sie beschreiben auch, wie sie sich gegenseitig unterstützten. Ein weiteres Thema, das die interviewten Feministinnen beschäftigt, ist der *weiße* Feminismus und seine Ausschlussmechanismen. Interventionen als rassistierte Feministinnen verschaffen ihren Perspektiven Aufmerksamkeit und bieten Möglichkeiten zur eigenen Öffentlichkeitsarbeit und Formierung.

Der Dokumentarfilm bricht mit dem hegemonialen Blick auf den Mauerfall und macht feministisch-rassismuskritische Aktivitäten in den 1990er Jahren öffentlich, die vielen jüngeren Aktivist*innen nicht (mehr) bekannt sind. Die fünf politisch aktiven ost- beziehungsweise westdeutschen Schwarzen, indigenen, im Exil lebenden und eingewanderten Frauen, die inzwischen alle in gesellschaftlich angesehenen Positionen weiterhin antirassistisch-feministische Kämpfe führen, dienen als Vorbilder sowohl für solidarische Bündnisse als auch für Anknüpfungspunkte an widerständige Erfahrungen.

Schule zieht Grenzen – wir ziehen nicht mit!

Die kollaborativ entwickelte Ausstellung zeigt am Beispiel Berlins, wie Kinder, Jugendliche und Lehrkräfte an gleichberechtigter schulischer Teilhabe gehindert werden. Hier sind insbesondere historische und rechtliche Zusammenhänge von Interesse sowie der Umgang von betroffenen Schüler*innen, ihren Eltern, Lehrer*innen und Communities mit Mechanismen und Strukturen des Ausschlusses und der Ungleichbehandlung. In der Ausstellung werden Schlaglichter geworfen auf unterschiedliche Epochen (Deutscher Kolonialismus, Nationalsozialismus, DDR und heute, Arbeits- und Fluchtmigration) und diese miteinander in Beziehung gesetzt. Der Schwerpunkt der Recherchen im Vorfeld lag auf der

schulischen Segregation und den rassistischen Zugangsbarrieren im Kontext von Schule und im Zusammenhang mit (Nicht-)Zugehörigkeitsordnungen. Besonders interessierten uns historische Kontinuitäten und Brüche, Gemeinsamkeiten und Spezifika sowie Parallelen und Ambivalenzen in ihren historischen, gesellschaftlichen, politischen und rechtlichen Bedingungen und Kontexten. Ein Augenmerk galt hierbei Handlungsspielräumen und -strategien. Der Konkretisierung dienen in der Ausstellung exemplarisch drei Biografien aus verschiedenen Epochen, spezifische Schulformen, die zwischen deutsch und nicht-deutsch unterscheiden, sowie verschiedene Proteste gegen Schulausschluss und Segregation. Interviews mit ehemaligen Schüler*innen, Aktivist*innen und Pädagog*innen vertiefen einzelne Fragestellungen.

Haus Vaterland

Das Haus Vaterland verbindet Spuren rassistischer Minderheiten an einem urbanen Knotenpunkt, der sich seit den 1920er Jahren zu einem beliebten Standort der Berliner Erlebnisastronomie mitten am Potsdamer Platz entwickelt hatte. Unterschiedliche Aspekte von Kolonialismus, Nationalsozialismus und Widerstand werden hier deutlich. Das Haus Vaterland bündelt die Biografien rassistischer Menschen aus der Zeit des Kaiserreiches über die Weimarer Republik bis in die Gegenwart der Bundesrepublik. Ihre Geschichten sind durchdrungen von den Erfahrungen mit dem deutschen Kolonialismus und der Arbeitsmigration aus ehemaligen Kolonien nach Europa; sie deuten auf die Verstrickung des Wissenschaftsbetriebes mit imperialer Politik hin; sie stellen ambivalente Verortungen rassistischer Subjekte und ihrer beruflichen und künstlerischen (Über-)Lebensstrategien dar; und sie bieten diverse Anknüpfungspunkte, um die Verbindungslinien zwischen Communities, Epochen und Machtdynamiken nachzuzeichnen und um über Kontinuitäten, Solidaritäten und Handlungsmöglichkeiten nachzudenken.

Das Haus Vaterland wurde von dem jüdisch-deutschen Unternehmen der Familie Kempinski betrieben; in den diversen Themenrestaurants traten afroamerikanische Musiker*innen auf. Auch Berliner*innen afrikanischer und arabischer Herkunft fanden hier Arbeit, etwa in der „Wild-West-Bar“ und im „Türkischen Café“, wo sie in „landestypischer“ Verkleidung kell-

nernten. Viele rassistierte Menschen arbeiteten gleichzeitig in mehreren Betrieben, die ihr Aussehen und ihre Herkunft vermarkteten, etwa in Völkerschauen und kolonialpropagandistischen Spielfilmen. Auch die Tätigkeit als Lektor am Seminar für Orientalische Sprachen bot die Gelegenheit, zu überleben. 1933 dringt die nationalsozialistische „Rassen“-Politik in die kulturelle Landschaft ein, im Haus Vaterland dürfen jüdische und „nicht-arische“ Künstler*innen nicht mehr auftreten; das Familienunternehmen Kempinski wird „arisiert“ und seit 1937 von der Aschinger AG betrieben. Das Gebäude existiert heute nicht mehr. Nach dem Zweiten Weltkrieg liegt es im Sowjetischen Sektor, dann auf DDR-Territorium. 1953 brennt es aus, 1976 wurden die Überreste abgerissen. Doch den Namen Kempinski führt die internationale Hotelkette weiter. Dagegen protestiert seit den 1980er Jahren Fritz Teppich, ein Verwandter und Überlebender der Familie. Er erinnert an die „Arisierung“ des Familienunternehmens und fordert die Hotelkette auf, sich angesichts ihrer Verstrickungen der Geschichte zu stellen. 1994 bringt das Bristol Hotel Kempinski in der Fasanenstraße eine Gedenktafel an.

Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma Europas

Das Denkmal-Mahnmal vereint in sich mehrschichtige symbolische Doppelfunktionen: im Verhältnis zwischen einem Denkmal und einem Mahnmal; in der Beziehung zwischen dem Erinnerungsort an die Verbrechen des Nationalsozialismus und dem Ort einer erkämpften Erinnerung während der „zweiten Verfolgung“ nach 1945; sowie als genutzter Raum für offizielle Gedenkarbeit und zugleich als ein von Rom*nja beziehungsweise Sinti*zze temporär in Besitz genommener Zufluchtsort für gegenwärtige politische Protestaktionen. Mit diesen verschiedenen Funktionen eröffnet der Ort die Möglichkeit zur Reflexion darüber, wie von der Gegenwart ausgehend auf die Vergangenheit(en) geblickt und daraus vielschichtige Deutungen der Gegenwart sichtbar werden können. Es werden einerseits Opfer und deren Familien und andererseits Täter*innen und ihre Nachkommen adressiert; es wird einerseits an den Genozid erinnert, und andererseits verkörpern die Kämpfe um das Monument den sekundä-

ren Rassismus in der Aufarbeitung nach 1945; es manifestiert sich einerseits die offizielle und stark auf Deutschland bezogene Erinnerung architektonisch, und andererseits zentrieren die Proteste geflüchteter Rom*nja an dem Denkmal sowohl die europäische als auch die transnationale Dimension des Genozids. Damit werden die institutionellen Bedingungen des Erinnerns, die Zusammenhänge zwischen Erinnerung an vergangenes Unrecht und Kämpfe um Bleibe-recht und somit die politischen Folgen für die Gegenwart in den Fokus gerückt.

SCHLUSSBEMERKUNGEN

Im Forschungsprozess begegneten uns viele Namen von Personen, über die wir nichts weiter in Erfahrung bringen konnten. Rassisierte Frauen*, nicht-binäre Personen, geschlechtliche und sexuelle Minderheiten suchten wir gezielt, aus Andeutungen und eigenen Hörerfahrungen wissend, dass sie eine Rolle in verschiedenen Widerstandsbewegungen gespielt haben. Über sie ist besonders wenig dokumentiert und (uns) zugänglich. Wir entschieden uns, dies an einigen Stellen als Ausgangspunkte des Nachdenkens und als Erinnerung an künftige Forschungstätigkeit durch markierte Leerstellen im Text sichtbar zu halten. Diese und weitere Auslassungen erinnern uns daran, an diesen Stellen künftig bewusster hinzuhören und konsequenter nachzufragen. Einige Projekte rassisierter Communities widmen sich bereits der Recherche, Aufbereitung und Verbreitung von Erinnerungen rassisierter Communities. Der Verein *xart splitta* etwa zielt mit „The Living Archives“ auf die Verstetigung und Dissemination von community-übergreifendem, bewegungspolitischem Wissen und der Rezentrierung marginalisierter Perspektiven und Erzählungen. Hegemoniale Konzepte und Praktiken des Archivierens werden umgedeutet und neu definiert, Lücken und Leerstellen identifiziert und im Sinne des *DeLinking*¹² Räume geschaffen, in denen kollektive, selbstbestimmte Wissensproduktion zirkuliert. Das *RomaniPhen* Archiv wiederum recherchiert seit Jahren Geschichten von *Romnja** und *Sintizze**, die in ihrer Zeit durch politische, künstlerische oder an-

dere Aktivitäten widerständig gegen Rassismus agierten, stärkend innerhalb der eigenen Community wirkten und häufig genug auch darüber hinaus wichtige Beiträge zur Menschlichkeit der Gesellschaft, insbesondere in Zeiten größter Verfolgung, geleistet haben.

IMAN ATTIA

ist Professorin für Rassismusforschung und rassistisch-kritische Bildungsarbeit an der Alice Salomon Hochschule Berlin.
attia@ash-berlin.eu

OLGA GERSTENBERGER

ist Politikwissenschaftlerin und Lehrbeauftragte an der Alice Salomon Hochschule Berlin.
gerstenberger@ash-berlin.eu

DIANE IZABILIZA

ist Filmemacherin und Co-Leitung des Berliner Projektfonds Kulturelle Bildung.
diane.izabiliza@ash-berlin.eu

OZAN ZAKARIYA KESKINKILIÇ

ist Politikwissenschaftler und Doktorand an der Humboldt-Universität zu Berlin.
keskinkilic@hu-berlin.de

IRIS RAJANAYAGAM

ist Historikerin und Fachreferentin für Diversität, Intersektionalität und Dekolonialität (*d_id*) bei der Bundeszentrale für politische Bildung.
iris.rajanayagam@bpb.de

ISIDORA RANDJELOVIĆ

arbeitet im *RomaniPhen* Archiv zu Erinnerungskultur und historisch-politischer Bildung und ist Lehrbeauftragte an der Alice Salomon Hochschule Berlin.
randjelovic@ash-berlin.eu

¹² Vgl. Walter Dignolo, *DeLinking. The Rhetoric of Modernity, the Logic of Coloniality and the Grammar of De-Coloniality*, in: *Cultural Studies* 2/2007, S. 449–514.

EIN FLUGZEUG ALS OBJEKT STAATLICHER ERINNERUNGSPOLITIK?

Die „Landshut“ als deutscher Erinnerungsort

Cord Arendes

Wenn in Deutschland öffentlich über Erinnerung gesprochen oder mitunter auch gestritten wird, dann zumeist mit Blick auf die unterschiedlichen Erfahrungen in Ost und West nach dem Zweiten Weltkrieg. Trotz einiger weiter vorhandener Unterschiede hat sich in den drei Jahrzehnten nach 1989 eine gemeinsame deutsche Erinnerungskultur herausgebildet. In ihrem Zentrum stehen weiterhin der Nationalsozialismus und der Holocaust, zugleich schließt sie aber andere Opfergruppen mit ein.

Demokratische Erinnerungskulturen sind mit wechselnden politischen Konstellationen und gesellschaftlichen Herausforderungen konfrontiert. Diese sorgen dafür, dass eine gemeinsame Erinnerung stets Gegenstand öffentlicher Aushandlungsprozesse ist. Ändern können sich dabei unter anderem Inhalt und Form, beteiligte Akteur:innen sowie Vermittlungsstrategien und Rezeptionsmechanismen. Eine gemeinsame Erinnerungskultur sollte aber immer in der Lage sein, „Vielfalt und Widersprüchlichkeit deutscher Geschichte“ berücksichtigen zu können.⁰¹

Manchmal stehen öffentliche Erinnerungskultur und Kenntnis der Vergangenheit aber in einem Spannungsverhältnis zur subjektiven Erinnerung. Zeithistorische Schlüsselerlebnisse werden, je nach unserer Zugehörigkeit zu verschiedenen Generationen sowie zur Mehrheits- oder Minderheitsgesellschaft, unterschiedlich erinnert und in ein mehr oder weniger enges Verhältnis zum eigenen Geschichtsbewusstsein gesetzt. Vorhandene Spannungsverhältnisse zu thematisieren und zu einem produktiven Umgang mit ihnen anzuleiten, zählt zu den Kernaufgaben historisch-politischer Bildung. Diese soll helfen zu verstehen, „dass und warum es Unterschiede und Spannungen gibt zwischen Primärerfahrung, Erinnerungskultur und Wissenschaft; zwischen dem Zeitzeugen und dem Zeithistoriker;

zwischen massenmedialer Präsentation und wissenschaftlicher Darstellung, die ihrerseits kontrovers bleibt“.⁰² Hierbei gilt es heute, gleich mehrere Entwicklungsstränge zu berücksichtigen: unter anderem das Ende der direkten Zeugenschaft für die Zeit des Nationalsozialismus (während diese für die zweite deutsche Diktatur weiterläuft), eine Europäisierung oder Globalisierung und damit eine partielle Vereinheitlichung ehemals voneinander getrennter nationaler Erinnerungskulturen sowie die immer heterogeneren Bezugspunkte einer gemeinsamen Erinnerungskultur in der deutschen Migrations- oder Postmigrationsgesellschaft.⁰³

Die unlängst aufgeworfene Frage, ob sich die deutsche Gesellschaft nicht bereits in einer Phase „nach der Erinnerungskultur“⁰⁴ befinde, harrt noch einer überzeugenden Antwort. Als sicher kann aber gelten, dass sich unsere bisherige Erinnerungskultur zukünftig veränderten Rahmenbedingungen zu stellen hat. Eine notwendige (Neu-)Positionierung dürfte sowohl ein Überdenken bisheriger „Rituale, Sprechweisen und Ergriffenheitsgesten“⁰⁵ als auch eine Erweiterung konkreter Bezugspunkte umfassen. Eine geeignete Kandidatin für einen solchen neuen Erinnerungsort jenseits von Nationalsozialismus und Kommunismus ist die ehemalige Lufthansamaschine „Landshut“. Diese hat 1977 im Rahmen ihrer Entführung traurige Berühmtheit erlangt und zählt heute zum Kreis ikonischer materieller Hinterlassenschaften der (west)deutschen Geschichte der 1970er Jahre. Ihre eigene Biografie, die Frage, warum sie seit Kurzem ins Zentrum der Erinnerungsstrategien unterschiedlicher politischer und gesellschaftlicher Interessengruppen gerückt ist, und die erinnerungspolitischen Chancen und Risiken beim Umgang mit technischen Großobjekten stehen im Zentrum der weiteren Überlegungen.

DEUTSCHE ERINNERUNGSORTE

In der Einleitung zu ihrer Auswahl an Erinnerungsorten betonten Etienne François und Hagen Schulze für Deutschland vor nunmehr 20 Jahren „eine Vielfalt disparater widersprüchlicher Erinnerungsorte“.⁰⁶ Die Geschichtsdidaktik definiert einen „Erinnerungsort“ in Abgrenzung zu einem „nur“ historischen Ort als einen „hochgradig symbolisch und emotional aufgeladenen Kristallisationspunkt des kollektiven Gedächtnisses“.⁰⁷ In den drei Bänden stehen Orte wie Nürnberg oder Weimar, Personen wie Königin Luise von Preußen oder Karl Marx, Ereignisse wie der Kniefall von Warschau, „Institutionen“ wie das Bürgerliche Gesetzbuch und die D-Mark oder auch immaterielle Ideen und Leitbilder wie „Wir sind das Volk“ oder „Wissen ist Macht“ für die oben erwähnte Vielfalt und Widersprüchlichkeit deutscher Geschichte.⁰⁸

Trotz der Heterogenität der Auswahl fällt auf, dass sich hier neben nur wenigen Gebäuden und Denkmälern, also klassischen Erinnerungsorten, kaum materielle Hinterlassenschaften beziehungsweise Artefakte aus der deutschen Geschichte finden lassen. Zwar werden unter der Rubrik „Volk“ der „Volkswagen“ (Bd. 1) oder unter „Disziplin“ die „Pickelhaube“ (Bd. 2) als Erinnerungsorte präsentiert. Der Volkswagen verweist in der Hauptsache aber auf einen übergeordneten Fahrzeugtyp, nicht auf ein einzelnes Fahrzeug wie beispielsweise den „Dienstwagen

von Kanzler X“. Die Leerstelle verwundert, da diese zumeist kleineren und manchmal auch größeren materiellen Artefakte in kulturhistorischen Sonder- und Dauerausstellungen zu den beliebten Objekten zählen und hier durchaus die Funktion von Erinnerungsverweisen oder -orten einnehmen. Als geschichtskulturellen Produkten wird ihnen zudem vom Publikum wegen ihres mehr oder weniger direkten Bezuges zur Vergangenheit ein jeweils individuell zu bestimmender Grad an Authentizität zugemessen.

BILDIKONEN DES „DEUTSCHEN HERBSTES“

Es gibt Bilder, die sich fest in unser kollektives Gedächtnis eingebrannt haben und die bei Nennung des dazu gehörigen Ereignisses ohne weiteres Nachdenken aufrufbar sind. Ihnen kommt in der kulturwissenschaftlichen Forschung der Status von Bildikonen zu. Für den sogenannten Deutschen Herbst 1977 gilt dies vor allem für die Bilder des vom „Kommando Siegfried Hausner“ der RAF entführten damaligen Arbeitsgeberpräsidenten und Präsidenten des Bundesverbandes der deutschen Industrie, Hanns Martin Schleyer. Auch wenn es sich bei diesen wenigen Fotos wohl um *die* visuelle Verdichtung der blutigen Ereignisse handelt,⁰⁹ so sind doch weitere Bilder aus dem Oktober 1977 in der kollektiven Erinnerung der Deutschen präsent. Zu diesen zählt nicht zuletzt die von einem Kommando der Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP) entführte und auf dem Rollfeld des Flughafens der somalischen Hauptstadt Mogadishu auf ihr weiteres Schicksal wartende Lufthansamaschine „Landshut“.

Die Boeing vom Typ 737-200 war mit der Flugnummer LH 181 am 13. Oktober 1977 auf dem Weg von Palma de Mallorca nach Frankfurt am Main mit dem Ziel gekidnappt worden, die in der Haftanstalt Stammheim einsitzenden RAF-Gefangenen freizupressen. Die Entführung fand erst nach fünf Tagen, durch den erfolgreichen Einsatz eines Kommandos der nach dem Olympia-Attentat in München 1972 neu gegründeten Sondereinheit GSG 9, ihr Ende. Die andauernde und weit über die direkten Zeitgenoss:innen hinausreichende Präsenz der „Landshut“ in unserem

01 Bernd Faulenbach, Diktaturerfahrungen und demokratische Erinnerungskultur in Deutschland, in: Anna Kaminsky (Hrsg.), Orte des Erinnerns. Gedenkstätten und Museen zur Diktatur in SBZ und DDR, Berlin 2016³, S. 9–20, hier S. 17.

02 Bernhard Sutor, Historisches Lernen als Dimension politischer Bildung, in: Wolfgang Sander (Hrsg.), Handbuch Politische Bildung, Schwalbach/Ts. 2005, S. 347–362, hier S. 360.

03 Vgl. Naika Foroutan, Die postmigrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie, Bielefeld 2019.

04 Per Leo, Tränen ohne Trauer. Nach der Erinnerungskultur, Stuttgart 2021 [Herv. C.A.].

05 Claudius Seidl, Die Unschuld wird immer größer, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung (FAS), 25.7.2021, S. 39.

06 Etienne François/Hagen Schulze, Einleitung, in: dies. (Hrsg.), Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 1, München 2001, S. 9–24, hier S. 18.

07 Christine Pflüger, Erinnerungsorte, in: Ulrich Mayer et al. (Hrsg.), Wörterbuch Geschichtsdidaktik, Schwalbach/Ts. 2014³, S. 59–60, hier S. 60.

08 Vgl. Etienne François/Hagen Schulze (Hrsg.), Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bde., München 2001.

09 Vgl. Rolf Sachse, Die Entführung. Die RAF als Bildermaschine, in: Gerhard Paul (Hrsg.), Das Jahrhundert der Bilder. 1949 bis heute, Göttingen 2008, S. 466–473.



Die „Landshut“ in einem Hangar des Flughafens Friedrichshafen, Mai 2021.
© Sabine Dengel

visuellen Gedächtnis erklärt sich nicht zuletzt durch die wirkmächtigen Fernsehbilder und deren wiederholte Reproduktion in Doku-Dramen oder Spielfilmen.¹⁰ Eine weitere, wenn auch wenig bekannte, populärkulturelle Erinnerung stellt das 1996 unter dem Pseudonym „Baader Meinhof“ veröffentlichte Konzeptalbum des Sängers der britischen Bands The Auteurs, Luke Haines, dar. Die LP „erzählt“ in zehn Songs die Geschichte der RAF bis zum „Deutschen Herbst“ und enthält ein „Mogadishu“ betiteltes Lied.¹¹

AUF DEM WEG ZUM ERINNERUNGORT

Die Geschichte der „Landshut“ selbst nahm nach der gewaltsame Befreiungsaktion einen aus heutiger Sicht bemerkenswerten Verlauf: Nach der notwendig gewordenen Instandsetzung in der

Hamburger Lufthansaerwerft flog die Maschine im direkten Anschluss noch weitere acht Jahre für die deutsche Fluglinie. Endgültig außer Dienst gestellt werden sollte das Flugzeug sogar erst 2008 – 31 Jahre nach seiner Entführung und beinahe 40 Jahre nach seiner Taufe.¹²

Nach dem Weiterverkauf durch die Lufthansa diente die „Landshut“ unter verschiedenen Namen erst als Passagier-, später als Frachtmaschine. Zu ihren Eignern zählten US-amerikanische und französische Firmen, die sie an Fluglinien in Honduras, Malaysia, Indonesien und Brasilien leasen. Letzte Eigentümerin war seit 2002 eine kleine brasilianische Linie, die die Maschine 2008 außer Dienst stellte und in der Stadt Fortaleza im brasilianischen Bundesstaat Ceará auf einem Flugzeugfriedhof abstellte.¹³

Das wiedererwachte Interesse an der Maschine ist vor allem den langjährigen Recherchen des Journalisten und Zeithistorikers Martin Rupp

10 So u. a. im Doku-Drama „Das Todesspiel“, Heinz Breloer, Das Todesspiel, 177 min, D 1997, und im Spielfilm „Mogadishu“, Roland Suso Richter, Mogadishu, 108 min, D 2008.

11 Baader Meinhof, Baader Meinhof, 32 min., GB 1996 (HUT LP 36, Hut Records/Polygram).

12 Vgl. Dominik Hutter, Eine Maschine mit Geschichte, in: Süddeutsche Zeitung (SZ), 7. 8. 2020, S. R3.

13 Vgl. Eckart Lohse, Wer rettet die „Landshut“? in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), 11. 2. 2017, S. 3.

zu verdanken. Dieser hatte sich seit den frühen 2010er Jahren gemeinsam mit ehemaligen Besatzungsmitgliedern und Passagieren um die Rückholung der „Landshut“ bemüht¹⁴ und sich aktiv dafür eingesetzt, einen entsprechenden Erinnerungsort zu schaffen.¹⁵ Anfang 2017 nahm sich der damalige deutsche Außenminister Sigmar Gabriel dem Anliegen an, und im Auswärtigen Amt wurde bereits offiziell von der Rückholung „eine[r] lebendige[n] Zeugin eines wichtigen Moments der Geschichte der jungen Bundesrepublik“ gesprochen.¹⁶ Das Flugzeug, so der Plan, sollte zum 18. Oktober 2017, dem 40. Jahrestag der Geiselnbefreiung, wieder zurück in Deutschland sein.¹⁷ Und auch das erinnerungskulturelle Vorhaben fand regierungsamtliche Unterstützung: „Wir wissen im Auswärtigen Amt um die Bemühungen von verschiedener Seite, das, was von der Landshut noch über ist, nach Deutschland zurückzuholen, um aus diesen Überbleibseln gewissermaßen als begehrtes Museum einen Ort der Erinnerung und der Pädagogik über das zu machen, was damals, im deutschen Herbst 1977, so alles passiert ist.“¹⁸

Als offiziell gesichert galt die Rückholung dann Ende Juli 2017.¹⁹ Vor allem die drei Themen Standortsuche,²⁰ Übernahme laufender Betriebskosten und öffentliche Zugänglichkeit bestimmten die zum Teil emotional aufgeladene Diskussion im Sommer 2017 auf lokal- wie auf bundespolitischer Ebene. Ende September schließlich wurden der Rumpf und die weiteren Einzelteile der „Landshut“ am zukünftigen Aus-

stellungsort in Friedrichshafen²¹ am Bodensee aus einem russischen Transportflugzeug des Typs Antonow entladen.²² Die Planungen für den zukünftigen Erinnerungsort gingen nur langsam voran. Und selbst Ende 2020 stand weiterhin die Frage im Raum, wo „der arme alte Vogel, dessen rostiger Torso mit abgeschraubten Tragflächen in einem abgelegenen Hangar am Bodensee auf seine versprochene Wiederauferstehung wartet“,²³ denn am Ende hin soll. Nach neuerlichen Gesprächen und Verhandlungen sollten die „Irrwege“²⁴ der Maschine schließlich ein Ende finden. Die politische Zuständigkeit wechselte vom Staatsministerium für Kultur und Medien zum Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (BMI). Die Verantwortung für den Bau eines Dokumentations- und Bildungszentrums als Lernort der historisch-politischen Bildung sowie dessen kuratorische und didaktisch-pädagogische Konzeption liegen seit nunmehr einem Jahr in den Händen der Bundeszentrale für politische Bildung.²⁵

Das Motto, das Martin Ruppss seinen sowie den Vorstellungen seiner Mitstreiter:innen an die Seite gestellt hatte – „Kein Flugzeug im Museum, sondern ein Flugzeug als Museum“²⁶ – lenkte bereits früh die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der materiellen Hinterlassenschaft Flugzeugkörper. Der von ihnen geplante Erinnerungsort sollte sowohl das durch die „Brutalität des Zufalls“ verursachte Schicksal von Passagieren und Besatzung als auch das Gedenken an den durch die Terroristen ermordeten Piloten der „Landshut“, Jürgen Schumann, angemessen thematisieren. Das

14 Vgl. Martin Ruppss, *Die Überlebenden von Mogadishu*, Berlin 2012.

15 Vgl. Joachim Käppner, *Ihr letzter Einsatz*, in: SZ, 15.3.2017, S. 3.

16 Außenminister Sigmar Gabriel, *Gespräch mit der FAZ*, zit. nach Lohse (Anm. 13), S. 3.

17 Vgl. Joachim Käppner, *Zurück in die Gegenwart*, in: SZ, 7.7.2017, S. 7.

18 Sprecher des Auswärtigen Amtes Martin Schäfer, *Wortlaut Regierungspressekonferenz vom 22.2.2017*, www.bundesregierung.de/breg-de/aktuelles/pressekonferenzen/regierungspressekonferenz-vom-22-februar-849292.

19 Vgl. Eckart Lohse, *Bis zum Erreichen ihrer finalen Parkposition*, in: FAZ, 8.7.2017, S. 5; Joachim Käppner, *Die „Landshut“ kehrt zurück*, in: SZ, 28.7.2017, S. 5.

20 Als potenzielle Standorte wurden zwischenzeitlich unter anderem Berlin (Deutsches Historisches Museum), Sinsheim (Technikmuseum), Bonn (Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland), Hamburg (Airport Helmut Schmidt), Fürstentfeldbruck und Flensburg ins Spiel gebracht. Vgl. Lohse (Anm. 13); Käppner (Anm. 15 und 17).

21 Die Standortentscheidung war ursprünglich mit der Überlegung gefällt worden, die Landshut im dort ansässigen Dornier Museum auszustellen. Nicht zuletzt vor dem Hintergrund verschiedener lokaler Konfliktlagen beteiligt sich das Dornier Museum heute aber nicht mehr an den Planungen des Dokumentations- und Bildungszentrums. Vgl. Eckart Lohse/Rüdiger Soldt, *Plötzlicher Druckabfall*, in: FAZ, 11.8.2017, S. 4; Niclas Seydack, *Mach den Abflug*, in: SZ, 2.11.2018, S. 3.

22 Vgl. Rüdiger Soldt, *Letzte Landung*, in: FAZ, 25.9.2017, S. 7.

23 Simon Strauß, *Armer Vogel*, in: FAZ, 19.12.2020, S. 11.

24 Joachim Käppner, *Die Irrwege der „Landshut“*, in: SZ, 9./10.4.2020, S. 36.

25 Vgl. Rüdiger Soldt, *Ein Museum für die „Landshut“*, in: FAZ, 28.11.2020, S. 7; Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage der Abgeordneten Till Mansmann, Stephan Thomae, Jens Beeck, weiterer Abgeordneter und der Fraktion der FDP, *Stand der Restaurierung und Umsetzung eines Ausstellungskonzepts der „Landshut“-Maschine*, Bundestags-Drucksache 19/28566, 14.4.2021.

26 Martin Ruppss, *Mehr als eine Maschine*, in: *Der Freitag*, 9.2.2017, <https://digital.freitag.de/0617/mehr-als-eine-maschine>.

Themenspektrum – geplant war eine multimediale Präsentation von zeitgenössischem Medienmaterial und Originaldokumenten – umfasste neben den sich während der Entführung an Bord befindlichen sieben Kindern auch die Sondereinheit GSG 9 sowie das Flugzeug selbst. Das zu erwartende hohe öffentliche Interesse wurde bereits antizipiert: „(K)ein Ereignis in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland ist so sehr an einen bestimmten Ort geknüpft wie die sieben Minuten in der Landshut.“²⁷ Die postulierte enge Verbindung zwischen Ort, Ereignis und Erinnerung wirft eine Reihe grundlegender erinnerungskultureller Fragen auf – nicht zuletzt deshalb, weil es sich bei der „Landshut“ um eine materielle Hinterlassenschaft in Gestalt eines technischen Großobjekts handelt.

EIN ERINNERUNGORT OHNE FESTEN WOHNSTITZ?

Eine zeitliche Verdichtung auf die wenigen Minuten der Befreiung der Geiseln ist sicher geeignet, um hieran ein Narrativ für einen Erinnerungsort zu knüpfen. Das glückliche Ende der Entführung wird auf diesem Weg zum Ausgangspunkt einer umfassenden historischen Kontextualisierung, der Erinnerung und des Gedenkens sowie der Bezugnahme auf politische Konzepte wie das der „wehrhaften Demokratie“. Ob eine solche narrative Zentrierung aber den zahlreichen und sehr heterogenen historischen Handlungssträngen oder auch nur der reinen zeitlichen Dauer der Entführung gerecht werden kann, muss hier erst einmal offenbleiben. Mit einer gewissen Skepsis ist auch der als eindeutig formulierte Ortsbezug zu betrachten. Ein solcher ist mit dem realen Flugzeugkörper zwar gegeben, bildet zugleich aber *die* Hürde des erinnerungskulturellen Umgangs mit dem Großobjekt.

Mobilität/Immobilität

Die „Landshut“ stellt keinen Ort im spezifischen Sinne dar. Als ein prominentes technisches Artefakt nimmt sie eine Sonderstellung auf dem Feld der materiellen Hinterlassenschaften der deutschen Geschichte ein: Es handelt sich bei ihr weder um ein Denkmal noch ein Gebäude oder um

ein Ensemble wie eine Industrieanlage. Während es sich bei den aufgezählten Orten eindeutig um Immobilien handelt, zeichnet sich das Flugzeug als eine Moblie beziehungsweise durch seine Ausrichtung auf Ortswechsel im globalen Maßstab aus. Indirekte Ortsbezüge bestehen allenfalls zur gleichnamigen bayerischen Stadt als Namenspatin oder zum Heimatflughafen. Die „Landshut“ steht also für Mobilität und heterogene räumliche Kontexte, nicht für einen konkreten Ort.

Ein fehlender oder unklarer Ortsbezug meint aber nicht, dass ein solcher nicht aus der Gegenwart und aus bestimmten Interessenlagen heraus konstruiert werden kann. Dass es sich dabei nicht automatisch um ein leichtes Unterfangen handelt, spiegeln bereits die Standortdiskussionen mit ihren wechselnden Akteur:innen seit 2017 wider. Erst die Immobilisierung der „Landshut“ eröffnete hier neue Möglichkeiten. Aber selbst nach der gefällten Standortentscheidung ergibt sich die Historisierung des technischen Großobjektes nicht wie von selbst: Die „Landshut“ steht weder exemplarisch für die Geschichte eines bestimmten Flugzeugtyps im Sinne einer Präsentation wie im Technikmuseum noch fungiert sie als eine Illustration oder eine Stellvertreterin eines zeithistorischen Ereignisses, wie zum Beispiel die Douglas C-47 (beziehungsweise Douglas „Dakota“) am Luftbrückendenkmal des Frankfurter Flughafens für die alliierten Unterstützungsmaßnahmen für die Berliner Bevölkerung durch die sogenannten Rosinenbomber 1948/49.

Zentralität/Dezentralität

Ist zum Beispiel die Loreley als Erinnerungsort fest mit den Rhein und den gleichnamigen Felsen bei St. Goarshausen verbunden, so lässt sich ein räumlich-örtlicher Bezugspunkt für die „Landshut“ – auch jenseits des Faktors Mobilität – nur sehr schwer bestimmen. Dabei geht es gar nicht um die Frage, ob der Standort Friedrichshafen die richtige oder zumindest eine gute Wahl gewesen ist. Der für die Erinnerungskultur notwendige direkte und einfach herstellbare Bezug zwischen Objekt und dem Ort seiner Präsentation hätte für alle in die Debatte eingebrachten Standorte – mal mehr, mal weniger aufwendig – erst (re)konstruiert werden müssen. Zu fragen ist außerdem, ob am Präsentationsort das Schicksal der Geiseln oder der Bezug zur RAF und damit zur Geschichte der 1970er Jahre in den Vordergrund rücken soll.

Allein mit Blick auf die Entführung kommen, wegen notwendiger Zwischenlandungen, eine

²⁷ Martin Rupps, Die Brutalität des Zufalls, in: SZ, 3. 8. 2017, S. 2; vgl. auch Frank Schmidt-Wyk/Martin Rupps, Mogadishu ist nicht nur eine Heldengeschichte (Interview), in: Wiesbadener Kurier, 24. 2. 2017, S. 3.



Das Cockpit der „Landshut“ von außen und innen, Mai 2021.
© Sabine Dengel

Reihe von weiteren Orten ins Spiel: Rom in Italien, Larnaka auf Zypern, Bahrain und Dubai in den Vereinigten Arabischen Emiraten, Aden im (Süd-)Jemen und schließlich Mogadishu in Somalia. Die Städtenamen stehen jeweils stellvertretend für die Flughäfen. Als Chiffre für die Entführung beziehungsweise die glückliche Befreiung der Geiseln ist Mogadishu eine nachvollziehbare Wahl, wie nicht zuletzt der gleichnamige Spielfilmtitel zeigt. Einen ähnlich erkennbaren Ortsbezug formuliert Stammheim als Chiffre für den „Deutschen Herbst“ beziehungsweise die RAF.

Mogadishu befindet sich, bezogen auf eine räumliche Verortung in der Geschichte der Bundesrepublik, aber in der Peripherie. Ein passendes Zentrum ließe sich wohl nur über die damalige Hauptstadt Bonn konstruieren. Die Dezentralität Mogadishus spiegelt sich aber interessanterweise im gewählten Standort Friedrichshafen wider. Die Schwierigkeit besteht, um das Argument noch einmal zu präzisieren, nicht darin, die „Landshut“ als Chiffre für einen Erinnerungsort zu nutzen, sondern darin, dass sich Flugzeugkörper, Präsentationsort und Erinnerungsauftrag nicht auf den ersten Blick inhaltlich gut miteinander verknüpfen lassen. Dieses Defizit kann sich als erinnerungspolitischer Hemmschuh erweisen, da die „Landshut“ als prominentes Großobjekt aus der Vergangenheit unweigerlich hohe Authentizitätserwartungen beim Publikum hervorruft.

Nutzung/Nachnutzung

Mobilität und Dezentralität sind, wie gezeigt, aufs Engste mit der Technizität des Flugzeugs verknüpft. Trotzdem lässt sich der ausgeschlachtete Flugzeugkörper durchaus mit einem entkernten Gebäude – als Museumsstandort – vergleichen. Martin Rupp hat in seinen Überlegungen bereits auf die Thematisierung der Geschichte der Maschine am Erinnerungsort verwiesen, diesen Aspekt aber nicht weiter ausgeführt. Diesbezüglich sind unterschiedliche Szenarien denkbar: Die „Landshut“ hat unter anderem Bezug zur Geschichte der Lufthansa, zur globalen Luftfahrtgeschichte der 1970er bis 2010er Jahre, zur Entwicklung und Nutzung von Flugzeugtypen und -technik, zur Internationalisierung des Flugverkehrs, inklusive Leasings und damit nicht zuletzt auch zur Globalisierung der Ökonomie.

Mit technischen Großobjekten eng verbunden ist ihre jeweilige Nutzung. Im Fall der „Landshut“ ist aber nicht entscheidend, ob diese als Pas-

sagier- oder als Frachtmaschine eingesetzt wurde. Beim Umgang mit materiellen Hinterlassenschaften des nationalsozialistischen Regimes, vor allem dessen Repräsentationsbauten und industriellen Anlagen, ist neben Planung, Konstruktion und Nutzung immer auch auf die Nachnutzung hingewiesen worden. Exemplarisch lässt sich dies am unterschiedlichen Umgang mit NS-Großanlagen wie dem Berliner Flughafen Tempelhof, dem U-Boot-Bunker „Valentin“ in Bremen-Farge oder dem ehemaligen KdF-Seebad Prora nach 1945/49 festmachen.²⁸ Auch wenn Erinnerungsorte nicht immer diese Um- oder Nachnutzungen, sondern zumeist die Opferschicksale thematisieren, so sind diese Erinnerungsschichten gleichwohl von hoher Bedeutung. An ihnen lassen sich einerseits die Konjunkturen im Umgang mit Orten und Objekten ablesen, andererseits steht die Nachnutzung oft in einem widersprüchlichen Verhältnis zu den Gewaltzusammenhängen am Ort beziehungsweise im Objekt. Und gerade mit Blick auf den letztgenannten Aspekt kommt der Geschichte der „Landshut“ nach 1977 ein hohes und zugleich exemplarisches erinnerungspolitisches Potenzial zu.

Unterschiedliche Narrative und Akteursgruppen

Auch über das Gedenken an das Schicksal der Geiseln und die Verbindungslinien zur Luftfahrtgeschichte hinaus bietet der zukünftige Erinnerungsort eine Vielzahl an Anschlussmöglichkeiten für historische Narrative: Wenn aus wissenschaftlicher Sicht auch weniger attraktiv, so wäre die Präsentation als Flugzeug mit nationalem Schaupharakter, vergleichbar mit dem B-29 Bomber „Enola Gay“ im US-amerikanischen Smithsonian National Air and Space Museum, denkbar. Hier kam es 1994/95 zu einer heftig geführten öffentlichen Kontroverse sowohl um die „Angemessenheit“ einer Erinnerung an den ersten Abwurf einer Atombombe im August 1945 als auch um die Einflussmöglichkeiten und Beteiligungsformen des Publikums bei der Interpretation der nationalen Geschichte.²⁹

Die „Landshut“ bietet Anknüpfungspunkte an die Geschichte sowohl des deutschen als auch

²⁸ Vgl. Historisch-Technisches Museum Peenemünde (Hrsg.), NS-Großanlagen und Tourismus. Chancen und Grenzen der Vermarktung von Orten des Nationalsozialismus, Berlin 2016.

²⁹ Vgl. Mike Wallace, The Battle of the Enola Gay, in: ders. (Hrsg.), Mickey Mouse History and Other Essays on American Memory, Philadelphia 1996, S. 269–318.

des europäischen Linksterrorismus (Rote Armee Fraktion, Action directe, Brigade Rosse). Sie steht, auch dies wurde bereits früh hervorgehoben, für die Geschichte der Sondereinheit GSG 9 und damit in einer direkten Linie mit dem Attentat auf die Olympischen Spiele in München 1972. Das Flugzeug symbolisiert nicht zuletzt auch die Hochphase gewaltsamer Flugzeugentführungen³⁰ durch palästinensische Befreiungsbewegungen und damit den Nord-Süd-Konflikt der 1970er Jahre. Nachzeichnen und analysieren ließe sich auch die (öffentliche) Rezeption der Entführung in unterschiedlichen medialen Kontexten. Nicht zuletzt handelt es sich bei der „Landshut“ um ein Symbol für eine wichtige Phase der Geschichte der „wehrhaften Demokratie“ in der Bundesrepublik. In diesem Kontext könnte der Erinnerungsort dann auch über die Bundesrepublik hinaus auf die gesamtdeutsche Geschichte verweisen. Keines der genannten Narrative sollte aber andere Erzählungen dominieren.

Die Narrative sind eng verbunden mit unterschiedlichen Akteursgruppen und ihren zum Teil divergierenden Zielen und Interessen: Antworten auf die Frage, wie eine Gesellschaft mit außergewöhnlichen materiellen Hinterlassenschaften im Rahmen ihrer Erinnerungskultur umgeht, ergeben sich nicht zuletzt aus privaten und subjektiven sowie aus gesellschaftlichen und politischen Motiven. Diese stehen, vor allem wenn es sich um noch stark diskutierte Themen wie den Terrorismus der RAF und seine Folgen handelt, oft in einem Spannungsverhältnis zur zeithistorischen Forschung. Es gilt deshalb, unterschiedliche Interessen zu respektieren und gleichzeitig die „Landshut“ in einer zeithistorischen Ausstellung in ihrer Rolle als Symbol für den „Deutschen Herbst“ wissenschaftlich zu dechiffrieren und einzuordnen. Eine demokratische Geschichts- und Erinnerungspolitik verschafft unterschiedlichen Stimmen Gehör: Opfern und Tätern, Polizei- und Sicherheitskräften, Politikern, direkt oder auch nur indirekt Betroffenen.

30 Vgl. Annette Vowinckel, *Flugzeugentführungen. Eine Kulturgeschichte*, Göttingen 2011.

31 Cord Arendes, „Landshut“ – Geschichte im Flugzeug aufarbeiten, in: *Public History Weekly* 5/2017, dx.doi.org/10.1515/phw-2017-10061.

32 Hilmar Sack, *Geschichte im öffentlichen Raum. Theorie – Praxis – Berufsfelder*, Tübingen 2016.

33 Vgl. Philipp Sarasin, 1977. Eine kurze Geschichte der Gegenwart, Berlin 2021.

Letztlich verdichten sich die vielen Erzählstränge aber im Objekt selbst. Die einzelnen Narrative sollten hier, *am* und *im* Flugzeug, in einen Dialog treten. Ein übergeordnetes Narrativ, das die unterschiedlichen Ansprüche berücksichtigt, eine Brücke zwischen den unterschiedlichen Ortsbezügen schlägt und die heterogenen Aspekte in einen konstruktiven Bezug zueinander setzt, kann sich nur im Rahmen eines öffentlichen Aushandlungsprozesses entwickeln.

AUSBLICK

Die „Landshut“ stellt ohne jeden Zweifel eine „wichtige Chiffre für die politische und gesellschaftliche Atmosphäre in der Bundesrepublik“ in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre dar.³¹ Sie symbolisiert aber auch die für lange Zeit erfolglosen Versuche, der Erinnerung der beziehungsweise an die Entführungsoffer einen geeigneten Ort zu geben. Als zukünftiger Erinnerungsort steht sie stellvertretend für weitere zeit- und gesellschaftsgeschichtliche Ereignisse vor allem der westdeutschen Geschichte der 1960er bis 1980er Jahre. Im Rahmen der historisch-politischen Bildung ist die „Landshut“ aber in vielfacher Hinsicht demokratiethoretisch anschlussfähig und ein gut geeigneter Ausgangspunkt für einen produktiven Umgang mit „Geschichte im politischen Raum“.³²

Dies nicht zuletzt deshalb, da die „Landshut“ auf zeithistorische Ereigniskomplexe verweist, die weiten Teilen der Bevölkerung und damit den potenziellen Besucher:innen des zukünftigen Erinnerungsortes bereits bekannt sind. Populäre audiovisuelle Formen der Erinnerungskultur wie zeitgenössische Fernsehbilder oder spätere Verfilmungen haben hier eine entsprechende Vorarbeit geleistet. Wenn es dem neuen Erinnerungsort gelingt, die Besucher:innen zukünftig dazu zu inspirieren, einen anderen beziehungsweise neuen Blick auf die Gleich- und Ungleichzeitigkeiten des Jahres 1977,³³ der 1970er Jahre oder auch der deutschen Geschichte zu werfen, dann wäre der „alte Vogel“ am Ende doch noch sicher gelandet.

CORD ARENDES

ist Professor für Angewandte Geschichtswissenschaft – Public History am Historischen Seminar der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg.
cord.arendes@zegk.uni-heidelberg.de

JENSEITS DES ERWARTUNGSHORIZONTS

Pandemie und kollektives Gedächtnis

Astrid Erll

Nichts scheint ferner zu liegen, als während einer Pandemie über Gedächtnis nachzudenken. Wir stecken noch mittendrin. Aber das gesellschaftliche Erinnern und Vergessen von Pandemien hat die Erfahrung von Covid-19 stark vorgeprägt. Praktiken des historischen Erinnerns, des Archivierens und Gedenkens haben sich als wichtige Ressourcen inmitten der Coronavirus-Pandemie erwiesen. Und als erinnertes Gegenstand schließlich wird Covid-19 auch die Zukunft unserer Gesellschaft mitprägen. Deshalb diskutiere ich in diesem Beitrag die Rolle des kollektiven Gedächtnisses *vor, während* und *nach* der Coronavirus-Pandemie.

Die Forschung zum kollektiven Gedächtnis geht zurück auf den französischen Soziologen Maurice Halbwachs, der in den 1920er Jahren den Begriff der *mémoire collective* prägte. Halbwachs betonte, dass Erinnerungen stets „sozial gerahmt“ sind.⁰¹ Heute wird die Gedächtnisforschung im Rahmen der interdisziplinären Memory Studies betrieben.⁰² Das kollektive Gedächtnis ist ein komplexer Prozess, an dem biologische, psychische, soziale, mediale, kulturelle und materielle Aspekte beteiligt sind und der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in immer neue Beziehungen zueinander setzt. Die Begriffe „individuell“ und „kollektiv“ sind daher kein Gegensatzpaar, sondern zeigen eher verschiedene Perspektiven der Forschung im Bereich der Memory Studies an: Die Psychologie wählt als Zugang individuelle Gedächtnisleistungen, die Soziologie wird eher gesellschaftliche oder transnationale Prozesse beobachten. Ebenso wenig steht das kollektive Gedächtnis im Gegensatz zur Geschichte. Das historische Geschehen ist ein Gegenstand, die wissenschaftliche Geschichtsschreibung ist ein Modus des kollektiven Gedächtnisses.⁰³

KOLLEKTIVES GEDÄCHTNIS VOR DER PANDEMIE

Es ist verwunderlich, wie wenig die Menschen in Europa auf eine globale Pandemie vorberei-

tet waren. Eigentlich hätten wir es kommen sehen können. Das vergangene Jahrhundert war geradezu geprägt von Epidemien und Pandemien: Asiatische Grippe (1957/58), Hongkong Grippe (1968–1970), Russische Grippe (1977/78), seit den 1980er Jahren HIV/AIDS, SARS (2002/03, das heißt SARS-CoV, das erste SARS-Coronavirus), Vogelgrippe (2004), Schweinegrippe (2009/10), MERS (2015), das Zikavirus (2015/16) und Ebola (2014–2016).

Pandemien sind also regelmäßig wiederkehrende Ereignisse. Der Medizinhistoriker Frank M. Snowden hat Ebola und SARS bereits 2019 als „Kostümproben“ für die nächste Pandemie des 21. Jahrhunderts bezeichnet.⁰⁴ Die meisten Menschen in Europa scheinen Epidemien und Pandemien allerdings weitgehend ignoriert beziehungsweise ihre Vorstellungen davon auf „das Andere“ projiziert zu haben – entweder auf das vormoderne Selbst (die Pest) oder auf das kulturell und geografisch Andere. So schien Ebola ein Problem Westafrikas, und die „asiatischen Grippe“ der 2000er Jahre schienen (wie ihr Name auch fälschlicherweise implizierte) eine Sache Asiens zu sein.

Die vergessene Spanische Grippe

Aber wenn all diese neueren Pandemien nicht denkwürdig genug gewesen waren, so hätte doch die große Influenza-Pandemie von 1918/19 (die sogenannte Spanische Grippe) mit ihrer gewaltigen Zahl an Todesopfern einen festen Platz im kollektiven Gedächtnis einnehmen müssen. Die Spanische Grippe kam in drei Wellen, vom Frühjahr 1918 bis zum Frühjahr 1919. Neuere Schätzungen aus der Medizingeschichte besagen, dass sie zwischen 50 und 100 Millionen Menschen weltweit tötete, 2,5 bis 5 Prozent der Weltbevölkerung.

Für Laura Spinney, Autorin von „1918 – Die Welt im Fieber“, einer äußerst lesenswerten Globalgeschichte der Spanischen Grippe, war diese Pandemie „die größte Vernichtungswelle seit dem schwarzen Tod im Mittelalter, ja vielleicht

sogar die größte der Menschheitsgeschichte“, mit Opferzahlen, die „den Ersten Weltkrieg (17 Millionen Tote), den Zweiten Weltkrieg (60 Millionen Tote) und vielleicht sogar beide zusammen in den Schatten stellten“. ⁰⁵ Die Spanische Grippe ist „die Mutter aller Pandemien“, denn durch virale Mutationen führte sie zu vielen kleineren Grippewellen. Aber in Europa war sie vor dem Ausbruch der Coronavirus-Pandemie im Großen und Ganzen vergessen.

Erfahrungsraum und Erwartungshorizont

Am Beginn des Jahres 2020 gehörten Pandemien für die meisten Menschen in Europa einfach nicht zu dem, was Reinhart Koselleck als „Erfahrungsraum“ bezeichnet hat. Was in einer Kultur wahrgenommen, erfahren und erinnert wird, formt das, was als mögliches Szenario für die Zukunft imaginiert werden kann: den „Erwartungshorizont“. ⁰⁶ Die Spanische Grippe jedoch war in Europa weder Teil der Gedenkkultur noch des Lehrplans in Schulen – und das galt auch trotz der vermehrten Aufmerksamkeit, die sie zum Anlass ihres hundertsten Jahrestags 2018 erhalten hatte.

Genau deshalb konnte es dazu kommen, dass die Coronavirus-Pandemie das Verhältnis von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont so gründlich durcheinanderbrachte. Was Menschen in Europa gestern noch dachten oder zu wissen glaubten (über die Gefahren von Atemwegserkrankungen, über die Möglichkeit von Ausgangssperren und *Ad-hoc*-Gesetzgebung in demokratischen Gesellschaften, über die Schulpflicht, über ökonomische Stabilität oder über das Tragen von medizinischen Masken) war in nur wenigen Wochen wie weggeblasen. Die neuartige Erfahrung der Pandemie sprengte den Erwartungshorizont

01 Vgl. Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt/M. 1985 (1925); ders., *Das kollektive Gedächtnis*, Frankfurt/M. 1991 (1950).

02 Vgl. die 2016 gegründete „Memory Studies Association“, www.memorystudiesassociation.org.

03 Für eine Einführung in die Gedächtnisforschung vgl. Astrid Erll, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*, Stuttgart 2017³.

04 Frank M. Snowden, *Epidemics and Society: From the Black Death to the Present*, Yale 2019, S. 466.

05 Laura Spinney, *1918 – Die Welt im Fieber: Wie die Spanische Grippe die Gesellschaft veränderte*, München 2021 (2017), S. 12.

06 Reinhart Koselleck, „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ – zwei historische Kategorien, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/M. 1979, S. 349–375.

in fast jeder Hinsicht. Covid-19 entwickelte sich schnell zu einer „Zumutung“, wie Kanzlerin Angela Merkel in ihrer Regierungserklärung vom 23. April 2020 bemerkte. ⁰⁷ Das Virus war eine Zumutung nicht nur für die Demokratie, sondern auch für die durch das kollektive Gedächtnis vermittelten gesellschaftlichen Vorstellungen von zeitlichen Rhythmen und Wandel.

Doch was gleichzeitig auf der ganzen Welt geschieht, wird nicht zwangsläufig überall gleichartig wahrgenommen. Der Grund hierfür liegt in der unterschiedlichen Ausprägung kollektiver Gedächtnisse: Die südkoreanische Gesellschaft etwa zeigte sich viel besser vorbereitet auf die Coronavirus-Pandemie, wohl aufgrund ihrer jüngsten Erfahrungen mit schweren Ausbrüchen von SARS (2002) und MERS (2015). Menschen in Westafrika erschienen im Frühjahr 2020 nur wenig überrascht von Covid-19, wahrscheinlich auch, weil sie noch die verheerenden Auswirkungen von Ebola 2014 im Gedächtnis hatten. Außerdem sind Unterschiede in lokalen Wissensordnungen sowie das Gewohnheitsgedächtnis mitzubedenken: In weiten Teilen Asiens ist die Nutzung von medizinischen Atemmasken eine Gewohnheit, die bis auf die Spanische Grippe zurückzugehen scheint – während in Europa im Frühjahr 2020 lange Kontroversen über deren relative Nützlichkeit und Angemessenheit geführt wurden.

Prämedialisierung

Ich verwende den Begriff der „Prämedialisierung“, um zu beschreiben, wie kollektives Gedächtnis die Zukunft formt, das heißt die Art und Weise, wie Gruppen und Gesellschaften neue Ereignisse antizipieren, deuten und bewältigen. Warum dieser zugegebenermaßen etwas sperrige Begriff? Von Gestik und mündlicher Kommunikation über Bücher, Fernsehen und das Internet – Erinnerungen brauchen ein Medium, um zum Ausdruck gebracht und sozial geteilt zu werden. Kollektives Erinnern basiert auf Medialisierung. Kollektive Erwartungen sind daher immer medial vorgeformt beziehungsweise prämedialisiert.

Beispiel Spanische Grippe: In Europa war die Spanische Grippe nicht ausreichend medialisiert und remedialisiert worden, als dass sie sich in eine prämedialisierende Kraft für die Erfahrung von

07 Siehe www.bundeskanzlerin.de/bkin-de/aktuelles/regierungserklaerung-von-bundeskanzlerin-merkel-1746554.

Covid-19 hätte verwandeln können.⁰⁸ Es gibt keine weithin bekannten zeitgenössischen Memoiren, Gemälde oder Romane über die Spanische Grippe, keine starken visuellen Ikonen oder Narrative, um die sich herum ein gesellschaftliches Gedächtnis hätte herausbilden können. Edvard Munchs „Selbstporträt mit der Spanischen Grippe“ (1919) oder Egon Schieles „Kauerndes Menschenpaar (Die Familie)“ (1918) etwa sind beeindruckend, gehören aber nicht zu den zentralen Werken der Künstler. Kein eindrückliches visuelles Ikon scheint überlebt zu haben. Die starke kollektive Erinnerung an die mittelalterliche Pest hingegen basiert genau darauf, dass es langlebige Kunstwerke gibt – wie etwa die gemalten Totentänze, die heute noch in Kirchen in ganz Europa zu finden sind, oder literarische Klassiker wie Giovanni Boccaccios „Dekameron“ (ca. 1349–1353) –, die bis heute zum Kanon europäischer Gesellschaften gehören.

Erinnerbarkeit

Verschiedene Gründe haben zur geringen Erinnerbarkeit (*memorability*) der Spanischen Grippe beigetragen. *Erstens* war sie als historisches Ereignis nicht klar genug konturiert. Das Grippevirus H1N1 war unsichtbar und schnell. Es tötete Menschen oft innerhalb von nur drei Tagen. Und es war nicht diagnostizierbar, weil Viren noch nicht unter dem Elektronenmikroskop sichtbar gemacht worden waren (das würde erst in den 1930er Jahren geschehen). Deshalb wurde die Grippe mit anderen damals grassierenden Epidemien, etwa der Tuberkulose, vermischt. Zudem forderten Krieg und Hunger ihre Opfer. All dies machte es den Zeitgenossen schwer, die Grippe als ein einzelnes, von anderen klar differenzierbares Ereignis wahrzunehmen.

Zweitens folgte daraus ein Mangel an narrativem Potenzial – die Möglichkeit, aus einem unübersichtlichen historischen Geschehen eine wohlgeformte Geschichte zu erzeugen. Denn wie soll eine solche Geschichte entstehen, wenn nicht klar ist, was das Ereignis eigentlich ist, wie und wo es begann, wie es sich entwickelte und wann es zu Ende war?

Drittens hatte der Grippetod zu einer Zeit, als Soldaten auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs starben und heroisiert wurden, für die in-

volvierten Gesellschaften einen geringeren Grad an „Erzählbarkeit“ (*tellability*) beziehungsweise Nachrichtenwert.

Viertens tendieren Erinnerungskulturen zum Normativen: Aber eine „Moral von der Geschichte“ lässt sich einfacher aus Kriegen, Genoziden und Terrorakten ziehen, bei denen menschliche Schuld und Verantwortung deutlicher fassbar sind. Erst langsam entwickelt sich angesichts von Klimawandel und Anthropozän ein Bewusstsein dafür, dass auch Naturkatastrophen wie Überschwemmungen und Pandemien vom Menschen (mit)gemacht und zu verantworten sind.

Fünftens und letztens ist Erinnerbarkeit auch eine Frage der Archive: Wenn ein Ereignis wie die Spanische Grippe von den Zeitgenossen nicht klar als Ereignis erkannt wird, dann führt dies zu einem Mangel an einer bestimmten Sorte von Quellen – jenen Quellen, die die Erfahrung der Pandemie zum Ausdruck bringen und zukünftigen Generationen überliefern wollen. (In der Geschichtswissenschaft werden sie als „Tradition“ bezeichnet; im Gegensatz zum „Überrest“, dem unabsichtlich übrig gebliebenen Quellenmaterial.)

Was heißt kollektives Erinnern und Vergessen?

Natürlich gibt es zahlreiche globale Spuren beziehungsweise Überreste der Spanischen Grippe. Dazu gehören vor allem medizinische und statistische Quellen, die die Virologie und in den vergangenen Jahrzehnten auch vermehrt die Medizingeschichtsschreibung nutzen. Für die Virologie ist das im Laufe des 20. Jahrhunderts offenbar ausgestorbene Grippevirus H1N1 eine Art fundierendes Ereignis. 2005 wurde es zu Forschungszwecken sogar genetisch rekonstruiert.⁰⁹ Im Wissenschaftssystem wurde die Erinnerung an die Spanische Grippe also durchaus wachgehalten. Ein ganz anderer Rahmen, in dem die Überlieferung nie abgebrochen ist, ist das Familiengedächtnis. Wie Guy Beiner et al. in „Pandemic Re-Awakenings“ (2021, „Zeit des pandemischen Wiedererwachens“) zeigen, gibt es bis heute weltweit Familien, die noch wissen, dass ihre Vorfahren an der Spanischen Grippe verstorben sind.¹⁰

⁰⁹ Vgl. Spinney (Anm. 5), S. 221.

¹⁰ Guy Beiner (Hrsg.), *Pandemic Re-Awakenings. The Forgotten and Unforgotten „Spanish“ Flu of 1918–1919*, Oxford 2021 (i. E.).

⁰⁸ Zur Remedialisierung als Dynamik des kollektiven Gedächtnisses vgl. Astrid Erll/Ann Rigney (Hrsg.), *Mediation, Remediation, and the Dynamics of Cultural Memory*, Berlin 2009.

Kollektives *Erinnern* bedeutet also nicht, dass alle Individuen identische mentale Repräsentation in ihren Köpfen hätten. Es heißt vielmehr, dass bestimmte Vergangenheitsversionen in sozialen Gruppen und Gesellschaften über Diskurse, Medien und Praktiken immer wieder aktualisiert werden und gut mit anderen Themen vernetzt sind. Ebenso bedeutet kollektives *Vergessen* nicht, dass sämtliche Spuren eines vergangenen Ereignisses verloren wären. Es bedeutet nur, dass Erinnerungsakte in bestimmten sozialen Rahmen fehlen. So können Ereignisse in der öffentlichen Erinnerung vermieden, verschwiegen und tabuisiert werden oder schwer artikulierbar erscheinen. Oft leben Erinnerungen aber (wie im Falle der Spanischen Grippe) in familialen oder lokalen Rahmen weiter – oder in wissenschaftlichen Spezialdiskursen.

KOLLEKTIVES GEDÄCHTNIS WÄHREND DER PANDEMIE

Welche Rolle spielte und spielt das kollektive Gedächtnis während der Coronavirus-Pandemie? Welche Erinnerungen hat die Erfahrung der Pandemie ausgelöst? Welche wurden strategisch beschworen? Und welche ersten erinnerungskulturellen Praktiken sind bereits im Verlauf der Pandemie zu beobachten?

Historische Analogien

Paradoxerweise hat ein transnational operierendes Virus zunächst zu einer Renationalisierung, auch im Bereich der Erinnerung, geführt. Nationale Gedächtnisse wurden nach historischen Analogien durchstößert, um die pandemische Situation zu begreifen und politisches Handeln zu legitimieren. Dabei wurden zunächst die „üblichen Verdächtigen“ der Erinnerungskultur aktiviert: Boris Johnson erinnerte an die britische Kampfbereitschaft und den gesellschaftlichen Zusammenhalt während des Zweiten Weltkriegs. Emmanuel Macron wiederholte in seiner ersten Corona-Ansprache an die Nation sechs Mal „nous sommes en guerre“ – wir sind im Krieg. Donald Trump verglich Covid-19 im Mai 2020 mit Pearl Harbour (und implizierte damit eine hinterhältige Attacke von „Asiaten“). Auf mehr oder weniger plakative Weise wurde dem Virus „der Kampf“ angesagt. Bezüge zum Zweiten Weltkrieg hatten in den Gesellschaften der Alliierten von damals sicher

vergemeinschaftende und mobilisierende Wirkung. Es ist das bekannte Muster der kollektive Identität stiftenden Erinnerung (etwa im Sinne von: damals wie heute „wir“ gegen „sie“, beziehungsweise in diesem Fall, gegen „es“). Aber wie Susan Sontag bereits 1988 in ihrem Essay „Aids und seine Metaphern“ gewarnt hat, dient die Metapher des „Krieges“ meist auch der Legitimierung von Notständen und großen gesellschaftlichen Opfern.¹¹

Die Erfahrung der Coronavirus-Pandemie führte auch zu einer Rückbesinnung auf historische Pandemien. Zum ersten Mal seit einem Jahrhundert erhielt die Spanische Grippe nun breite Aufmerksamkeit. Auch die Pest und HIV/AIDS rückten ins Zentrum des Interesses. Neue vergleichende Studien zur Geschichte von Pandemien wurden veröffentlicht, wie etwa Mark Honigsbaums „Das Jahrhundert der Pandemien“ (2021). Klassische literarische Werke zum Thema – von Boccaccios „Dekameron“ und Defoes „Die Pest zu London“ (1722) bis zu Camus’ „Die Pest“ (1947) – wurden unerwartet wieder zu Bestsellern, neu gelesen und besprochen.

(Schlechte) Denkgewohnheiten

Die Pandemie hat auch altes stereotypes Denken hervorgerufen. Die Gewohnheit, Ängste vor dem Anderen in eine Sprache der Infektion, der Krankheit und des Verfalls zu kleiden, hat eine lange Geschichte. So wurden im Mittelalter Juden und Prostituierte als Quelle der Beulenpest gehandelt. Tiefsitzende und teilweise jahrtausendealte Praktiken der negativen Stereotypisierung und des Sündenbock-Denkens tauchen plötzlich wieder auf – darunter auch solche, die man längst für ausrangiert gehalten hatte. Die weltweite Verbreitung solcher wiederkehrender Stereotypen zeigt sich in einer bereits im Frühjahr 2020 auf Wikipedia begonnenen Liste von Beispielen für „Xenophobie und Rassismus im Zusammenhang mit der Covid-19 Pandemie“.¹² Sie hat Hunderte von Einträgen, die von Sinophobie in Nigeria über antijapanische Diskriminierung in Deutschland bis hin zu Antisemitismus in den USA reichen. Stereoty-

¹¹ Vgl. Susan Sontag, *Krankheit als Metapher/Aids und seine Metaphern*, Frankfurt/M. 2012 (1988).

¹² Siehe https://en.wikipedia.org/wiki/List_of_incidents_of_xenophobia_and_racism_related_to_the_COVID-19_pandemic#cite_note-dw52862599-3.



Einer von über 4000 Beiträgen aus dem Coronarchiv:
„Masken-Evolution“ von Meike Mittmeyer-Riehl,
© CC BY-SA 4.0, www.coronarchiv.de/item?id=15079.

pen sind implizite kulturelle Muster, Denkge-
wohnheiten, die auf noch nicht ausreichend er-
forschten Wegen über das intergenerationelle
Gedächtnis und die Medienkultur weitergege-
ben werden.

Auf der politischen Bühne wurden rassisti-
sche Stereotypen strategisch eingesetzt, um das
kollektive Gedächtnis der Zukunft bereits wäh-
rend der Pandemie vorzuformen. Trump bezeich-
nete Covid-19 als „chinesisches Virus“, die chi-
nesische Regierung konterte, dass es sich wohl
eher um ein „amerikanisches Virus“ handle. Sol-
che Kämpfe um die Bezeichnung von Pandemien
sind ebenfalls nicht neu: Die Spanische Grippe er-
hielt nur deshalb ihren Namen, weil das im Er-
sten Weltkrieg neutrale Spanien zuerst öffentlich
zugab, von einer Grippewelle betroffen zu sein,
während die Zensur der Kriegsmächte diese Tat-
sache verschleierte. So falsch der Name auch war
– er blieb im kollektiven Gedächtnis haften und
mit ihm ein falsches Geschichtsbild. Auch um
solche Praktiken der „prospektiven Erinnerungs-
politik“ zu verhindern, empfiehlt die Weltge-
sundheitsorganisation seit 2015, stigmatisierende
oder irreführende Bezeichnungen von Infekti-

onskrankheiten zu vermeiden. Der Name „Co-
vid-19“ ist Ergebnis dieser Bemühungen.

All diese Beispiele zeigen, dass gegenwärtige
Krisen wie Abrufhinweise für das kollektive
Gedächtnis fungieren. Die aktualisierten Erin-
nerungen reichen dabei von aktiv gezogenen histo-
rischen Analogien über das Hervorbrechen von
nur scheinbar vergessenen alten Stereotypen bis
hin zu deren strategischer Funktionalisierung.

Archive und Kommemoration

Das Denken in historischen Analogien ist mitt-
lerweile als eine abgeschlossene erste Phase der
Orientierung und Bewältigung in der Corona-
Pandemie erkennbar. Ein solches Suchen nach
der Wiederkehr bestimmter Konstellationen
impliziert ein zyklisches Geschichtsdenken.
Mit der zweiten Welle im Herbst 2020 schien
die Gesellschaft in der Gegenwart der Corona-
Pandemie angekommen zu sein. Einzigartigkeit
und Eigenart des historischen Ereignisses „Co-
vid-19“ waren deutlich hervorgetreten. Das kol-
lektive Gedächtnis operierte nun nicht mehr
vergangenheitsorientiert, sondern zunehmend
zukunftsorientiert.

Dazu gehörte der Aufbau diverser Corona-
Archive. Am bekanntesten in Deutschland ist das
Onlineportal Coronarchiv, das „Erlebnisse, Ge-
danken, Medien und Erinnerungen zur ‚Corona-
Krise‘“ sammelt.¹³ Weltweit sind Hunderte von
Initiativen entstanden, die die Erfahrungswirk-
lichkeit der Coronakrise zu dokumentieren ver-
suchen. Viele Museen haben begonnen, eigens
Corona-Sammlungen anzulegen. All diese Pro-
jekte beruhen auf der Einsicht, dass sich die Welt-
gesellschaft in einem historischen Moment befin-
det, dessen Quellen an zukünftige Generationen
überliefert werden sollten.

Auch Literatur und Kunst versuchen, die
pandemische Gegenwart zum Ausdruck zu brin-
gen und für die Zukunft festzuhalten. Das von
der schottischen Lyrikerin Carol Ann Duffy auf-
gelegte „Write where we are Now“-Projekt ist
auf eine große, internationale Sammlung von Ge-
dichten zur Corona-Pandemie angewachsen.¹⁴
Auch Corona-Comics gehören zu den Kunstfor-
men, die sich weltweit intensiv mit der Pandemie
auseinandersetzen. In Deutschland sind mit Juli
Zehs „Über Menschen“ (2021) oder Thea Dorns

¹³ Siehe <https://coronarchiv.blogs.uni-hamburg.de>.

¹⁴ Siehe www.mmu.ac.uk/write.

„Trost. Briefe an Max“ (2021) erste Romane und Erzählungen zur Pandemie erschienen. Dieses Tempo der Erfahrungsverarbeitung in literarischen Langformen ist ungewöhnlich. Das wird deutlich, wenn man es etwa mit der erst zehn Jahre nach seinem Ende einsetzenden Romanproduktion zum Ersten Weltkrieg vergleicht oder sich erinnert, wie lange Deutschland auf seinen „Wenderoman“ gewartet hat.

Formen der kommemorativen Erinnerung schließlich setzten bereits während der Pandemie ein. Als sich die Coronavirus-Pandemie jäherte, wurden erste offizielle Gedenkrituale vollzogen: Mario Draghi legte am 18. März 2021, Italiens nationalem Gedenktag für die Opfer der Corona-Pandemie, einen Kranz in Bergamo nieder. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier richtete am 18. April 2021 die zentrale Gedenkfeier für die in der Corona-Pandemie Verstorbenen aus. Das Totengedenken (für Jan Assmann die „Ur-Szene“ des kulturellen Gedächtnisses)¹⁵ setzte also nicht erst nach Ende des Ereignisses ein, sondern bereits in dessen Verlauf – auf nationaler Ebene nach dem symbolträchtigen Ablauf eines Jahres. Neben solchen öffentlichen und traditionsreichen Sprachen der nationalen Kommemoration stehen Basisbewegung des Gedenkens. Dazu gehören etwa die zunächst nicht autorisierte National Covid Memorial Wall an der Themse, die von Gedächtnis-Aktivist*innen mit Tausenden roten Herzen bemalt wurde, oder die zahlreichen Corona-Gedenkseiten im Internet.

KOLLEKTIVES GEDÄCHTNIS NACH DER PANDEMIE

Was wird nach dem Ende der Pandemie von den „Corona-Jahren“ in Erinnerung bleiben? Wenn man die Quellenlage betrachtet, ist man versucht zu sagen: alles! In unserer selbstreflexiven Erinnerungskultur ist das Bewusstsein, in einem historischen Moment zu leben, groß, und *Ad-hoc*-Historisierungen der Pandemie zeigen sich überall: Jede Sekunde der pandemischen Zeit scheint auf digitalen Medien aufgezeichnet und über soziale Netzwerke verbreitet und geteilt zu werden. Was die Spanische Grippe nicht hatte – ein bewusst erzeugtes Archiv ihrer Erfahrungswirklichkeit

¹⁵ Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992, hier S. 33.

– ist genau das, wodurch die Corona-Pandemie charakterisiert ist. Es ist die erste weltweit digital erlebte und bezeugte Pandemie, ein Testfall für die Produktion globaler Erinnerung im Zeitalter neuer Medien. Dabei stellt sich jedoch die Frage, *welche* medialisierten Erfahrungen, Überzeugungen und Narrative es in dominante Erinnerungskulturen der Zukunft schaffen werden. Denn das kollektive Gedächtnis ist hoch selektiv.

Entstehung und Bestand des kollektiven Gedächtnisses hängen zum einen von *Top-down*-Prozessen der Kommemoration ab. Die Frage lautet also: Werden (nationale und internationale) Corona-Gedenktage eingeführt? Wird es Pandemie-Museen geben (die vielleicht auf den Archiven und Sammlungen basieren, die heute schon angelegt werden)? Wird die Pandemie Teil des Lehrplans an Schulen? Es gibt zum anderen aber auch andere Wege des kollektiven Gedächtnisses, etwa eine *Bottom-up*-Dynamik, die auf einer geteilten und tiefempfundenen Erfahrung basieren. Generationsgedächtnisse sind ein Beispiel dafür.

Generation und Gedächtnis

Wahrscheinlich wird die Corona-Pandemie eine Generation im Sinne von Karl Mannheim hervorbringen, also eine Gruppe von etwa Gleichaltrigen, die sich über eine prägende Erfahrung während ihrer Formativperiode definiert (oder von anderen definiert wird).¹⁶ Als „Formativperiode“ oder „kritische Jahre“ wird üblicherweise der Zeitraum im Alter zwischen 17 und 24 bezeichnet. Soziologische Forschung zeigt, dass Ereignisse in diesem Lebensabschnitt politische Überzeugungen besonders prägen. Kognitionspsychologische Studien gehen von einem Reminiszenzeffekt (*remisescence bump*) in der autobiografischen Erinnerung aus: Wir erinnern uns am besten an Ereignisse aus unserer Formativperiode.¹⁷

Insbesondere für jüngere Menschen ist die Pandemie ein besonders einschneidendes Ereignis, mit der Schließung von Schulen und Universitäten, der Unmöglichkeit von Treffen in größeren Gruppen, Auslandsaufenthalten oder *rites de*

¹⁶ Vgl. Karl Mannheim, *Das Problem der Generationen* (1928/29), in: ders., *Wissenssoziologie*. Auswahl aus dem Werk, hrsg. v. Kurt H. Wolff, Neuwied-Berlin 1970, S. 509–565.

¹⁷ Für neuere Überblicksstudien zur Generations- und Gedächtnisforschung vgl. Andreas Kraft/Mark Weißhaupt (Hrsg.), *Generationen: Erfahrung – Erzählung – Identität*, Konstanz, 2009; Amy Corning/Howard Schuman, *Generations and Collective Memory*, Chicago 2015.

passage wie Abiturfeiern – alles Aktivitäten, die in diesem Teil der Welt den Lebensabschnitt der Jugend und des frühen Erwachsenenalters definieren.¹⁸ Daher ist es sehr wahrscheinlich, dass Covid-19 als Bestandteil eines Generationsgedächtnisses in den kommenden Jahrzehnten erhalten bleibt. Ob diese Erfahrungen der „Corona-Jahre“ jedoch die Generationsschwelle überwinden, wird davon abhängen, ob die Pandemie im Rückblick als transformatives (nicht bloß einschneidendes, sondern Familie oder Gesellschaft in fundamentalem Sinne veränderndes) Ereignis wahrgenommen wird.

Pandemie erzählen

Kollektives Gedächtnis basiert auf Selektion, der Auswahl von (kapazitätsbegründet nur sehr wenigen) zu erinnernden Elementen, und auf narrativer Strukturierung, das heißt deren Anordnung in die Form einer kohärenten Erzählung. Wie also wird die Coronavirus-Pandemie in Zukunft erzählt werden? Narrative Strukturen sind für das kollektive Gedächtnis grundlegend. Denn jede Erfahrung und jedes historische Ereignis wirft Fragen nach seinem Anfang, Verlauf und Ende auf. Für den Geschichtstheoretiker Hayden White steht die „Erklärung durch narrative Strukturierung (*emplotment*)“ am Anfang jeden historischen Erzählens.¹⁹ Erzählungen und Erzählstrukturen sind also unvermeidbar. Problematisch sind kontrafaktische Narrative oder rücksichtslos vereinfachende und verfälschende Verschwörungsmythen, die heute um den Eingang in das kollektive Gedächtnis mit (den sicher weniger aufregenden) faktenbasierten Erzählungen um Covid-19 ringen. Welche narrativen Strukturen aber sind nötig, um das komplexe Geschehen und die diversen Erfahrungen der Pandemie möglichst angemessen und produktiv in das kollektive Gedächtnis zu überführen?

Wie alle Pandemien stellt auch die Corona-Pandemie eine besondere narrative Herausforderung dar. Pandemien sind Naturkatastrophen, und Naturkatastrophen sind schwierig erzähl-

bar – zumindest im Rahmen unserer modernen Erinnerungskulturen, wie sie sich im Laufe des 20. Jahrhunderts nach den Weltkriegen, dem Holocaust, der Erfahrung mit Staatsterror und autoritären Regimes sowie mit globalem Terrorismus herausgebildet haben. Diese Erzählungen sind (mit gutem Grund) anthropozentrisch und normativ. Sie legen den Akzent auf die Taten, die Schuld und Verantwortung von Individuen und Gesellschaften.

Aber wer sind die „Täter“, wenn die Katastrophe von einem Strang RNA verursacht wurde? Wie wären „Helden“ neu zu definieren? Wer gehört alles zu den „Opfern“? Und was ist die „Moral von der Geschichte“? Um diese Fragen zu beantworten, müssen zukünftige Erinnerungskulturen lernen, stärker mit der Denkfigur des „implizierten Subjektes“ (Michael Rothberg) und in einem posthumanen Rahmen zu operieren.²⁰ Nötig ist eine Form des Erinnerns, die nicht vor-modern oder modern ist, sondern die ich als „relational“ bezeichne. Was heißt das?

RELATIONAL ERINNERN

Wir leben in einer „Weltrisikogesellschaft“ (Ulrich Beck), in der Katastrophen durch das Zusammenwirken vieler Menschen geschehen, die sich individuell keiner Schuld bewusst sind.²¹ Der amerikanische Holocaustforscher Michael Rothberg hat dafür den Begriff des „implizierten Subjekts“ geprägt.²² Implizierte Subjekte sind aktive Teile eines Systems, das Katastrophen verursacht. Soziale Ungerechtigkeit, Rassismus, Hunger in der Welt, Klimawandel und Artenod sind Beispiele dafür, wie die meisten Menschen (vor allem in der westlichen Welt) als implizierte Subjekte Verantwortung mittragen, auch, wenn Schuld und Täterschaft in diesen Fällen nicht einfach zu definieren sind, und sogar dann, wenn sie selbst zum Opfer werden.

Diese wichtige Denkfigur in einem posthumanen Rahmen zu erweitern, bedeutet sich einzugestehen, dass wir uns in einem nicht auseinander dividierbaren Zusammenwirken (Donna

18 Vgl. Sabine Andresen et al., *Das Leben von jungen Menschen in der Corona-Pandemie: Erfahrungen, Sorgen, Bedarfe*, 2021, www.bertelsmann-stiftung.de/de/publikationen/publikation/did/das-leben-von-jungen-menschen-in-der-corona-pandemie-1.

19 Hayden White, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1994 (1973), S. 10.

20 Michael Rothberg, *The Implicated Subject: Beyond Victims and Perpetrators*, Stanford 2019; Rosi Braidotti, *Posthumanismus: Leben jenseits des Menschen*, Frankfurt/M. 2014.

21 Ulrich Beck, *Weltrisikogesellschaft: Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*, Bonn 2007.

22 Rothberg (Anm. 20).

Haraway nennt das *sympoiesis*, Jane Bennett (*distributive agency*) mit nicht-menschlichen Akteuren wie Tieren, Pflanzen oder Mikroben befinden.²³ Bei der Coronavirus-Pandemie kommt die Tendenz von Virus-RNA, zu mutieren und Speziesgrenzen zu überspringen, zusammen mit der Tendenz des Menschen, in den Lebensraum von Wildtieren einzudringen und daher solche Sprünge – und damit den Beginn von Pandemien – wahrscheinlicher zu machen. Pandemien sind selten auf eindeutige Ursachen und klar definierbare Täter zurückzuführen. Aber sie sind, wie Snowden schreibt, auch „keine zufälligen Ereignisse (...) Sie breiten sich entlang von Umweltzerstörung, Überbevölkerung und Armut aus.“²⁴

- 23** Donna J. Haraway, *Unruhig Bleiben: Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*, Frankfurt/M. 2018; Jane Bennett, *Lebhafte Materie: Eine Politische Ökologie der Dinge*, Berlin 2020 (2010).
24 Snowden (Anm. 4), S. 505 [Übersetzung der Autorin].

Im Jahr 2021 erleben wir gleichzeitig eine globale Pandemie, Flut- und Feuerkatastrophen und das Schmelzen der Pole. Es ist anzunehmen, dass die Coronavirus-Pandemie mit diesen Ereignissen des Klimawandels in der kollektiven Erinnerung assoziiert bleiben wird. Ob die Pandemie in der Zukunft jedoch als Wendepunkt in der Klimageschichte erinnert werden wird oder als Kipppunkt, werden erst die Entwicklungen der nächsten Jahre zeigen.

ASTRID ERLI

ist Professorin für anglophone Literaturen und Kulturen an der Goethe-Universität Frankfurt am Main und forscht unter anderem im Bereich der Memory Studies.
 erll@em.uni-frankfurt.de

APuZ
 EDITION

Zum Wieder- und Weiterlesen



2019
 Bestell-Nr. 10413



2020
 Bestell-Nr. 10497



2021
 Bestell-Nr. 10714



2021
 Bestell-Nr. 10751

Hier für 4,50 Euro bestellen
 oder kostenfrei herunterladen



VERGESSENES EXTREMWETTER

Umwelthistorische Wegweiser auf dem Pfad der Resilienz

Martin Bauch · Hans-Rudolf Bork · Adam Izdebski

Als sich unmittelbar nach der Juliflut 2021 in Westdeutschland Betroffene und politisch Verantwortliche zu Wort meldeten, standen ihre Aussagen in einer langen historischen Tradition: Niemand habe sich so etwas vorstellen können, so hoch habe das Wasser noch nie gestanden, so plötzlich sei es noch nie gekommen. Bis in den Wortlaut hinein gleichen diese Aussagen dem, was im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit Chronisten nach entsprechenden Ereignissen niederschrieben; heute fehlt freilich der Hinweis auf Gottes Zorn in der Berichterstattung, dafür wird gelegentlich von einem „Zurückschlagen der Natur“ gesprochen.

Hydrologen haben inzwischen auf vergleichbare, unter Umständen sogar größere Hochwasser der Ahr in den Jahren 1804 und 1910 hingewiesen.⁰¹ Zudem ist der Zusammenhang der Genese und zunehmenden Häufigkeit von extremen Wetterereignissen mit dem Klimawandel zu nennen, den die Attributionsforschung nach den Hochwassern ausgeleuchtet hat.⁰² Die infrastrukturelle Anpassung, über die bereits im Nachgang der Katastrophe viel diskutiert wurde, wird viel später – wenn überhaupt jemals in angemessener und machbarer Weise – realisiert werden können.

Während bei wiederkehrenden Hochwasser- oder Sturmflutereignissen im Jahres- oder mehrjährigen Rhythmus die Gefahr permanent im Gedächtnis gehalten wird, fehlt im öffentlichen Bewusstsein eine lange umwelthistorische Perspektive, die gefährdete Räume auch dann kenntlich macht, wenn sie über Jahrzehnte und Jahrhunderte nicht mehr von Katastrophen heimgesucht wurden.⁰³ Es gibt in Deutschland keine Erinnerungskultur für meteorologische, singulär erscheinende Extremereignisse jenseits der Hamburger Sturmflut 1962. Wer kennt schon lokale oder überregionale Wetterkatastrophen, die älter sind?

KLIMA- UND WITTERUNGSGESCHICHTE

Forschung zu natürlichen Extremereignissen der Vergangenheit war lange Zeit eine Nischentätigkeit in den historisch arbeitenden Wissenschaften, die der akademischen Karriere nicht zuträglich war. Noch heute basiert die Klima-, Witterungs- und Hochwassergeschichte Mitteleuropas nicht unwesentlich auf der jahrzehntelangen Fleißarbeit eines meteorologisch interessierten Laien, des Bankangestellten Curt Weikinn (1888–1966), der Zehntausende von Karteikarten mit Exzerpten aus historischen Quellen beschriftete.⁰⁴ Auf dieser und vergleichbaren Sammlungen haben die professionellen Pioniere der Klima- und Witterungsgeschichte aus Geschichtswissenschaft, Meteorologie und Geografie aufgebaut;⁰⁵ dass hingegen ein großer Energieversorger, wie der französische Stromerzeuger EDF oder der italienische Konzern ENEL, historische Forschungen finanzierte, war ein singuläres Phänomen in den romanischen Ländern im Kontext des Ausbaus der Atomenergie. Im Fall Italiens spielte die sich daraus entwickelnde historische Erdbebenforschung,⁰⁶ die zwei Jahrtausende überblickt, eine nicht unwesentliche Rolle, sich früh gegen die zivile Nutzung von Atomkraft zu entscheiden.⁰⁷

Hydrologische Extremereignisse blieben im Vergleich zu seismischen Katastrophen häufiger unbeachtet, auch im flutgefährdeten Mitteleuropa. Hier orientierte sich die Risikoabschätzung an instrumentellen Aufzeichnungen, was die Perspektive fatalerweise stark verkürzte. 2011 haben Schweizer Klimahistoriker eindrücklich gezeigt, dass vormoderne Hochwasserereignisse am Hochrhein sehr viel ausgeprägter waren,⁰⁸ ja dass sich die Sicherheitsmargen der großtechnischen Infrastruktur sogar auf die Daten einer re-

lativen „Katastrophenlücke“ (Christian Pfister) im 20. Jahrhundert stützten.⁰⁹

Eine dringend notwendige Ausweitung der nach allen Regeln der historischen Kritik erstellten Datenbasis über das vergangene Jahrtausend bietet also eine große Chance, anwendungsorientiertes Wissen aus der Geschichte zu generieren. Nicht zuletzt ist es die solide geschichtswissenschaftliche Ausbildung in ihrer methodischen und epochalen Tiefe auch vor 1800, die Fachleute hervorbringt, die vormoderne Überlieferung in klimahistorische Daten transformieren können. Und trotz aller Pionierarbeiten ist hier noch viel zu tun; von einer Institutionalisierung an Universitäten und Forschungseinrichtungen ist die Klimageschichte weit entfernt. In der verschränkten Expertise von Geistes- und Naturwissenschaften liegt ein ungleich höheres Erkenntnispotenzial im Blick auf die Extreme der Vergangenheit und deren Bedeutung für die Zukunft als in einzeldisziplinärer Betrachtung.¹⁰ Weil Gesellschaften und Umwelt integrierte sozioökologische Systeme sind, braucht ihre Erforschung auch geeignete institutionelle Verankerung, wie etwa das

Social-Ecological Synthesis Center im US-amerikanischen Maryland, das die entsprechende Grundlagenforschung mit Stakeholdern und der Öffentlichkeit verbindet.¹¹

ERINNERUNG AN EXTREMWETTER IM ÖFFENTLICHEN RAUM

Doch die Vormoderne und die für sie zuständige Forschung hat zum rapiden, anthropogenen Klimawandel unserer Gegenwart und Zukunft mehr beizutragen als nur Daten für Rekonstruktionen. Mittelalterliche und frühneuzeitliche Städte erinnerten durch Hochwassermarken an prominenten Orten wie Kirchen und Brücken an vergangene Wasserstände. Alle Nachgeborenen waren tagtäglich mit dem Gefahrenpotenzial der Flüsse konfrontiert, an denen sie lebten. Auch heute gibt es Hochwassermarken, doch diese sind viel weniger auffällig und meist nicht prominent platziert. Darüber hinaus verweisen sie nur selten so weit in die Vergangenheit, wie es nötig wäre. Analog ist auf die sogenannten Hungersteine zu verweisen: Niedrigwassermarken nicht nur, aber vor allem in der Elbe,¹²

01 Basierend etwa auf der Publikation Thomas Roggenkamp/Jürgen Herget, *Historische Hochwasser der Ahr. Die Rekonstruktion von Scheitelabflüssen ausgewählter Ahr-Hochwasser*, in: *Heimatjahrbuch Kreis Ahrweiler* 47/2015, S. 150–154.

02 Vgl. Frank Kreienkamp et al., *Rapid Attribution of Heavy Rainfall Events Leading to the Severe Flooding in Western Europe during July 2021*, 23. 8. 2021, www.preventionweb.net/publication/rapid-attribution-heavy-rainfall-events-leading-severe-flooding-western-europe-during.

03 So auch die Argumentation von naturwissenschaftlicher Seite: Andreas Schäfer et al., *Hochwasser Mitteleuropa, Juli 2021 (Deutschland)*, CEDIM FDA-Report Nr. 1 „Nordrhein-Westfalen & Rheinland-Pfalz“, 21. 7. 2021, <https://publikationen.bibliothek.kit.edu/1000135730>.

04 Veröffentlicht in ihrem hydrologischen Teil als Curt Weikinn, *Quellen zur Witterungsgeschichte Europas von der Zeitwende bis zum Jahre 1850: Hydrographie*, 6 Bde., Berlin 1958–2002; ders., *Weikinn'sche Quellensammlung zur Witterungsgeschichte Europas (Meteorologischer Teil)*, bearb. v. Knut Ronniger et al., Leipzig 2017, <https://freidok.uni-freiburg.de/data/11658>.

05 Einen ersten Überblick zur Disziplin und ihrer Entwicklung bei Franz Mauelshagen, *Klimageschichte der Neuzeit. 1500–1900*, Darmstadt 2010; umfassend bei Sam White/Christian Pfister/Franz Mauelshagen (Hrsg.), *The Palgrave Handbook of Climate History*, London 2018.

06 Die beeindruckende Ergebnisse für den Mittelmeerraum vorlegen konnte: Emanuela Guidoboni/Alberto Comastri/Giusto Trina, *Catalogue of Ancient Earthquakes in the Mediterranean Area Up to the 10th Century*, Rome 1999; dies., *Catalogue of Earthquakes and Tsunamis in the Mediterranean area from the 11th to the 15th century*, Rome 2005.

07 Trotz allem ist auch die Erinnerungskultur an seismische Katastrophen auf der Apenninhalbinsel von Widerständen und Vergessen geprägt, vgl. Emanuela Guidoboni, *Il valore della memoria. Terremoti e ricostruzioni in Italia nel lungo periodo*, in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 2016, S. 415–444.

08 Vgl. Oliver Wetter et al., *The Largest Floods in the High Rhine Basin since 1268 Assessed from Documentary and Instrumental Evidence*, in: *Hydrological Sciences Journal* 5/2011, S. 733–758.

09 Vgl. Christian Pfister, *The „Disaster Gap“ of the 20th Century and the Loss of Traditional Disaster Memory*, in: *GAI A – Ecological Perspectives on Science and Society* 3/2009, S. 239–246.

10 Vgl. Adam Izdebski et al., *Realising Consilience: How Better Communication between Archaeologists, Historians and Natural Scientists Can Transform the Study of Past Climate Change in the Mediterranean*, März 2016, www.sciencedirect.com/science/article/pii/S027379115301633; John Haldon et al., *History Meets Palaeoscience: Consilience and Collaboration in Studying Past Societal Responses to Environmental Change*, in: *Proceedings of the National Academy of Sciences* 13/2018, S. 3210–3218.

11 Dafür ist etwa die jüngste Forschung zu den Mortalitätsleveln der Justinianischen Pest ein gutes Beispiel, vgl. Lee Mordechai et al., *The Justinianic Plague: An Inconsequential Pandemic?*, in: *Proceedings of the National Academy of Sciences* 51/2019, S. 25546–25554.

12 Vgl. Jan-Michael Lange et al., *Hungersteine in der Elbe*, in: *Sächsische Heimatblätter* 4/2019, S. 324–329.



Hochwassermarken am Roten Bau des Alten Rathauses in Würzburg mit Verweisen unter anderem auf die „Magdalenenflut“ 1342 und die „Eisflut“ von 1784. Die älteren Hochwassermarken sind mit Sicherheit nicht zeitgenössisch, aber plausibel aus älteren Quellen rekonstruiert.

© Martin Bauch

die eindrücklich 2018 sichtbar wurden und wie das Exemplar im nordböhmischen Dčín ihre Botschaft als Inschrift präsentierten: „Wenn Du mich siehst, dann weine“.

Noch eindrücklicher wussten vormoderne Kommunen ihre Bürger als Erinnerungsgemeinschaft einzuschwören: durch religiöse Prozessionen, wie in Frankfurt zur Erinnerung an die „Magdalenenflut“, bei denen die Einwohner alle im Jahr 1342 überschwemmten Stadtteile jährlich feierlich abgingen.¹³ Dieses Flutereignis war vielleicht das folgenreichste des vergangenen Jahrtausends, das Gesellschaften und Landschaften in Mitteleuropa nachhaltig verän-

¹³ Vgl. Martin Bauch, Die kommende Flut und ihre brachliegende Vergangenheit, in: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte*, 13.7.2021, <https://mittelalter.hypotheses.org/26682>, insb. Karte 1 mit Verweis auf noch unveröffentlichte, ganz ähnliche Ergebnisse der Dissertation von Stephanie Eifert an der Technischen Universität Darmstadt 2020.

derte.¹⁴ Feuchte Luftmassen drangen damals aus dem Mittelmeerraum nach Mitteleuropa, wo sie sich über Tage abregneten. Die wenigen erhaltenen Hochwassermarken weisen auf weitaus höhere Abflussmengen im Vergleich zu allen uns bekannten Extremhochwässern der vergangenen Jahrzehnte.¹⁵ Die langfristigen Schäden waren dramatisch. Durch extrem starke Bodenerosion wurde fruchtbare Ackerkrume flächenhaft abgespült, und nicht selten gelangte zuvor in der Tiefe liegendes unfruchtbares Gestein an die Oberfläche; damit endete dort der Ackerbau, neue Wälder wuchsen auf.¹⁶ Interdisziplinäre Forschungen belegen den Verlust von etwa 13 Milliarden Tonnen Boden im Juli 1342, ein Drittel der gesamten Bodenerosion des vergangenen Jahrtausends. Im Vergleich dazu wird die Bodenerosion 2021 als gering anzusetzen sein. Eine religiöse Praxis hielt das Andenken dieser Katastrophe über fast zwei Jahrhunderte lebendig.

Ähnliches gab es in Erfurt, wo man sogar bis 1923 durch einen Umgang an ein Massengrab erinnerte, das Opfer der regeninduzierten Hungersnot von 1316/17 barg.¹⁷ Performanz, religiöser Bezugsrahmen und öffentliche Sichtbarkeit waren die Zutaten dauerhafter Katastrophenerinnerung in der Vormoderne. Dass performative Umgänge auch heute Mobilisierung bewirken, hat Fridays for Future eindrücklich demonstriert. Und Hochwassermarken könnten den prominenten Platz wieder einnehmen, den sie in der Vormoderne bereits hatten.

¹⁴ Vgl. Hans-Rudolf Bork/Arno Beyer/Annegret Kranz, Der 1000-jährige Niederschlag des Jahres 1342 und seine Folgen in Europa, in: Falko Daim/Detlef Gronenborn/Rainer Schreg (Hrsg.), *Strategien zum Überleben. Umweltkrisen und ihre Bewältigung*, Mainz 2011, S. 231–242; Martin Bauch, Die Magdalenenflut 1342 am Schnittpunkt von Umwelt- und Infrastrukturgeschichte: Ein compound event als Taktgeber für mittelalterliche Infrastrukturentwicklung und Daseinsvorsorge, in: *NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 3/2019, S. 273–309.

¹⁵ Vgl. Gerd Tetzlaff et al., Das Jahrtausendhochwasser von 1342 am Main aus meteorologisch-hydrologischer Sicht, in: *Wasser & Boden* 10/2002, S. 41–49.

¹⁶ Vgl. Hans-Rudolf Bork/Markus Dotterweich, Jahrtausendflut 1342, in: *Archäologie in Deutschland* 4/2007, S. 20–23; Hans-Rudolf Bork et al., *Landschaftsentwicklung in Mitteleuropa. Wirkungen des Menschen auf Landschaften*, Gotha 1998, insb. S. 226–251.

¹⁷ Vgl. Tim Erthel, Der Schmidstedter Gedenkstein von 1316: Ein seltenes Kleindenkmal der spätmittelalterlichen Klima- und Kulturgeschichte Erfurts, in: *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde Erfurts* 2009, S. 8–16.

Extreme Wetterlagen verheerten immer wieder ganze Regionen, wie die „Thüringer Sintflut“ von 1613 zeigt. Am 29. Mai 1613 bildeten sich große Gewitterzellen über Thüringen, und gänseeigroße Hagelkörner zerschlugen abends Dächer und Feldfrüchte; der Abfluss der starken Niederschläge ließ in der Nacht die Ilm, einen Nebenfluss der Saale, abrupt um sechs bis acht Meter anschwellen, was Hunderte Menschen, Tausende Stück Vieh, Brücken und Bäume fortriss und in Erfurt 125, in Weimar 44 Häuser zerstörte. Böden wurden erodiert, Wiesen in den Tälern mit Kies, Sand und Lehm überschüttet. Flugschriften, Denkmale und Hochwassermarken erinnerten an das den Juli-Fluten 2021 vergleichbare Ereignis; Maßnahmen zum effektiven Schutz vor erneutem Hochwasser blieben aus.¹⁸

Solche Flutereignisse lassen sich gerade für spätere Perioden auch kulturgeschichtlich kontextualisieren: So glückte dem 13-jährigen Ludwig van Beethoven am 27. Februar 1784 die Flucht aus der elterlichen Wohnung im zweiten Stock des Hauses Rheingasse 7 in Bonn, und er erreichte mit Mutter Maria Magdalena und seinen Brüdern über eiligst errichtete Stege und Leitern einen hochwassersicheren Ort – nachdem sich die in Ehrenbreitstein bei Koblenz aufgewachsene und dort hochwassererprobte Mutter noch über Stunden in vermeintlicher Sicherheit gewähnt hatte.¹⁹ Ein mächtiger Stau von Eisschollen an einer Biegung des Rheins hatte das Wasser flussaufwärts in Bonn außergewöhnlich zur „Eisflut“ auflaufen lassen, woran noch heute eine Inschrift auf einer Treppenstufe im Kreuzgang des Bonner Münsters erinnert. Das Hochwasser zerstörte Ende Februar oder Anfang März 1784 auch in Heidelberg, Regensburg, Bamberg, Würzburg und in vielen weiteren an Flüssen gelegenen Städten in Mitteleuropa Brücken und Gebäude. Dem Warmlufteinbruch,

der zur raschen Schnee- und Eisschmelze führte, war fast überall in den gemäßigten Breiten der nördlichen Hemisphäre ein extrem kalter und schneereicher Winter vorausgegangen. Geo- und Klimawissenschaftler führen ihn auf die starken Asche- und Aerosolemissionen eines gewaltigen Vulkanausbruchs an der Lakispalte im Süden Islands zwischen Juni 1783 und Februar 1784 zurück.²⁰

WEGE ZUR RESILIENZ

Eine Erinnerungskultur der Umweltrisiken und ihrer Bewältigung ist nur ein Baustein gesellschaftlicher Resilienz in der anthropogenen Klimaerwärmung. In der Adaptiondiskussion geht es um Infrastrukturen, und tatsächlich nahm Resilienz als Konzept ihren Ausgang in den Ingenieurwissenschaften: als Eigenschaft von Materialien, äußere Schocks zu absorbieren und dabei Funktionalität zu bewahren. Inzwischen hat das Konzept eine Blitzkarriere in verschiedenen Disziplinen durchlebt, so in der Ökologie, Ökonomie, Psychologie und Geschichtswissenschaft.²¹ In einem sozialen Kontext wird Resilienz als Fähigkeit einer Gesellschaft oder eines politischen Systems verstanden, sich neuen Bedingungen anzupassen, vor allem an schockartige Umweltveränderungen wie extreme Wetterereignisse oder an permanente Wechsel hydrologischer Bedingungen. Trotz der Veränderungen behält die betroffene Gesellschaft aber ihre systemische Identität bei. Resilienz lässt sich auch als Prozess betrachten, als Adaptionzyklus, der nach einem externen Schock oder der Übernutzung von Ressourcen, zu einer tiefgehenden Transformation führt, die in einem neuen, stabilen Zustand endet. So

18 Vgl. Stefan Militzer/Rüdiger Glaser, Die Thüringische Sintflut von 1613. Szenarium – Schadensbild – Katastrophenmanagement, in: Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte 1994, S. 69–92; Mathias Deutsch/Karl-Heinz Pörtge/Michael Börngen, Anmerkungen zur Thüringer Sintflut von 1613, in: Christoph Ohlig (Hrsg.), Die Thüringische Sintflut von 1613 und ihre Folgen für heute, Clausthal Zellerfeld 2013, S. 1–39.

19 Vgl. Familie Beethoven im kurfürstlichen Bonn. Neuauflage nach den Aufzeichnungen des Bonner Bäckermeisters Gottfried Fischer, hrsg. von Margot Wetzstein, Bonn 2006, S. 70f.

20 Vgl. Thorvaldur Thordarson/Stephen Self, Atmospheric and Environmental Effects of the 1783–1784 Laki Eruption: A Review and Reassessment, 8. 1. 2003, <https://agupubs.onlinelibrary.wiley.com/doi/full/10.1029/2001JD002042>; Hans-Rudolf Bork, Umweltgeschichte Deutschlands, Heidelberg 2020, S. 91–93. Vgl. dazu als neues Standardwerk die in Drucklegung befindliche Promotion von Katrin Kleemann „A Mist Connection. The Laki Fissure Eruption and its Legacy“ an der Ludwig-Maximilians-Universität München 2020.

21 Vgl. W. Neil Adger, Social and Ecological Resilience: Are They Related?, in: Progress in Human Geography 3/2000, S. 347–364; John Haldon/Arlene Rosen, Society and Environment in the East Mediterranean ca 300–1800 CE. Problems of Resilience, Adaptation and Transformation. Introductory Essay, in: Human Ecology 3/2018, S. 275–290.

denkt etwa auch die Umweltgeschichte klassische Themen der historischen Forschung als sozioökologische Resilienz ganzer politischer Systeme neu.²²

Als Musterbeispiel liegt hier das Römische Reich nahe. Nach einem Jahrhundert grundstürzender Veränderungen angesichts militärischer Gefahren an fast allen Grenzen und zahlreicher Umweltstressoren (Pest, Klimawandel), erforderte das Imperium sich neu und blieb doch das alte: Wir sprechen von Byzanz, um den politischen, institutionellen und ökonomischen Bruch zu betonen, aber die Byzantiner verstanden sich weiterhin als Römer und nannten sich auch so.

Ein wichtiges Ergebnis ist dabei, dass Resilienz keine vorbestimmte gesellschaftliche Eigenschaft ist. Sie kann verloren gehen, aber auch (wieder) aufgebaut werden.²³ Dazu gehört die Anpassung von Infrastrukturen, aber eben auch eine Bewusstseinsbildung, welchen Klimaveränderungen oder Seuchen wir bereits in der Vergangenheit ausgesetzt waren, und wie historische Gesellschaften diese bewältigten.

Daher ist der Aufbau von Resilienz in unseren Gesellschaften, die bald noch größere natürliche Stressoren erleben werden als die gegenwärtige Pandemie, nicht nur ein Thema der Forschung, sondern eine politische Aufgabe. Jenseits der gesamtgesellschaftlichen Transformationsaufgaben ist es eine besondere Herausforderung, den normalen Bürger mit dem Thema „Resilienz“ langfristig zu erreichen: Tiefgreifender Wandel ist erst dann akzeptabel, wenn einsichtig wird, dass wir nur so Werte und Selbstverständnis unserer Gesellschaft beibehalten

22 Vgl. bspw. Patricia Ann McAnany/Norman Yoffee (Hrsg.), *Questioning Collapse: Human Resilience, Ecological Vulnerability, and the Aftermath of Empire*, Cambridge 2010; John Haldon, *The Empire that Would Not Die: The Paradox of Eastern Roman Survival, 640–740*, Cambridge, MA 2016; Adam Izdebski, *Ein vormoderner Staat als sozioökologisches System: Das oströmische Reich 300–1300*, Dresden 2021.

23 Vgl. dazu Adam Izdebski/Lee Mordechai/Sam White, *The Social Burden of Resilience: A Historical Perspective*, in: *Human Ecology* 2018, S. 291–303.

24 Beispielhaft verwiesen sei auf die Online-Ausstellung „Die Wetterseiten der Geschichte/Weathered History – The Material Side of Past Climate Change“, kuratiert von Martin Bauch und Diana Lucia Feitsch; Google Arts & Culture: <https://g.co/arts/yn3nCgbPHTxQ8h3n8>.

25 Ein gelungenes Beispiel für eine solche klimahistorische Stadtgeschichte: Laurent Litzenburger, *Une ville face au climat: Metz à la fin du Moyen Âge: 1400–1530*, Nancy 2015.

können. Eine umwelt- und klimahistorisch informierte Geschichtswissenschaft kann verschiedene Elemente für den Pfad zur Resilienz bereitstellen: Eine Überarbeitung schulischer Lehrpläne und Informationen für die Öffentlichkeit durch Ausstellungen,²⁴ aber auch an die Örtlichkeiten angepasste, lokale „Klimageschichten“²⁵ wären Mittel der Wahl einer kulturhistorisch informierten Klimageschichte; viele kleine, umwelthistorische Wegweiser und Anknüpfungspunkte für Erinnerung, die Risikobewusstsein und Ermutigung zur erfolgreichen Adaption gleichermaßen befördern. Für Mitteleuropa haben wir eine reiche Überlieferung sowohl an Aufzeichnungen, die den historischen Möglichkeitsraum ausleuchten, als auch bewährte oder noch zu entwickelnde Erinnerungstechniken. Unsere Gesellschaft, die unter hohem Adaptionszwang an den menschengemachten Klimawandel steht, tut gut daran, diesen historischen Schulterblick nicht länger zu vernachlässigen.

Der Beitrag erschien bereits in einer Kurzfassung ohne Anmerkungen: Martin Bauch/Hans-Rudolf Bork/Adam Izdebski, *Vergessenes Extremwetter. Uns fehlt eine Erinnerungskultur für meteorologische Katastrophen*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 20.7.2021, S. 11.

MARTIN BAUCH

leitet die durch die VW-Stiftung geförderte Nachwuchsforschungsgruppe „Dantean Anomaly“ zur spätmittelalterlichen Klimageschichte im europäischen Vergleich am Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa in Leipzig.
martin.bauch@leibniz-gwzo.de

HANS-RUDOLF BORK

ist Professor für Ökosystemforschung an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.
hrbork@ecology.uni-kiel.de

ADAM IZDEBSKI

leitet die Forschungsgruppe „Palaeo-Science and History“ am Max-Planck-Institut für Menschheitsgeschichte in Jena.
izdebski@shh.mpg.de

Herausgegeben von der
Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Telefon: (0228) 9 95 15-0



Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 24. September 2021

REDAKTION

Anne-Sophie Friedel
Julia Günther
Sascha Kneip
Johannes Piepenbrink
Anne Seibring (verantwortlich für diese Ausgabe)
Robin Siebert (Volontär)
apuz@bpb.de
www.bpb.de/apuz
twitter.com/APuZ_bpb

APuZ
Nächste Ausgabe
42-43/2021, 18. Oktober 2021

GEFÄNGNISSE

Newsletter abonnieren: www.bpb.de/apuz-aktuell
Einzelausgaben bestellen: www.bpb.de/shop/apuz

GRAFISCHES KONZEPT

Charlotte Cassel/Meiré und Meiré, Köln

SATZ

le-tex publishing services GmbH, Leipzig

DRUCK

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH & Co. KG,
Mörfelden-Walldorf

ABONNEMENT

Aus Politik und Zeitgeschichte wird mit der Wochenzeitung
Das **Parlament** ausgeliefert.
Jahresabonnement 25,80 Euro; ermäßigt 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.
FAZIT Communication GmbH
c/o InTime Media Services GmbH
fazit-com@intime-media-services.de

Die Veröffentlichungen in „Aus Politik und Zeitgeschichte“ sind keine Meinungsäußerungen der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb). Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch das weitere Print-, Online- und Veranstaltungsangebot der bpb, das weiterführende, ergänzende und kontroverse Standpunkte zum Thema bereithält.

ISSN 0479-611 X



Die Texte dieser Ausgabe stehen unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ
Namensnennung-Nicht Kommerziell-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland.



APuZ

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

www.bpb.de/apuz